Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 12 (1889)

Artikel: David Hess und Ulrich Hegner : Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel in den Jahren 1812 bis 1839

Autor: Pestalozzi, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984859

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

David Heß und Ulrich Hegner.

Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel in den Jahren 1812 bis 1839.

Herausgegeben von F. O. Pestalozzi.

Vorwort.

In Ulrich Hegner's intimen Aufzeichnungen über seine Freunde, die uns das letzte Taschenbuch in dem gemüthlichen Lebensbilde des Verfassers der „Molkenkur" mitgetheilt hat, sagt dieser von seinem langjährigen Freund, David Heß im Beckenhof:

„Im Anfang des Jahrhunderts wurde ich durch die Schrift „„Auch ich war in Paris"" und vermittelst der Künstlergesellschaft in Zürich mit ihm bekannt und habe seitdem viel Umgang mit ihm gepflogen. Er war mir sehr anhänglich, entgegenkommend; gebildet, von feiner Lebensart und geistiger Leichtigkeit. Seine schätzbaren Werke schenkte er mir alle und theilte mir öfters seine Carricaturen über die Zeitläufe mit. Ein fertiger Zeichner und Kunstliebhaber voll mancherlei Talente. Noch dauert die Lust und Liebe an einander fort."

Diesen Aeußerungen, welche in ihrem Ton für das Verhältniß der beiden im Urtheil meist congenialen, im Temperament so verschiedenen Freunde ganz charakteristisch sind, können wir[1]) noch einiges Weitere beifügen. Heß scheint sich schon früher als zu der Zeit, da die Correspondenz

---

[1]) Zumeist gestützt auf die Tagebuch-Auszüge, die Herr Dr. G. Geilfus uns mitzutheilen die Freundlichkeit hatte.

ihren Anfang nahm — angezogen, wie oben erwähnt, durch die 1803 erschienene Schrift Hegner's „Auch ich war in Paris" — um eine Annäherung an diesen bemüht zu haben, wozu die beidseitigen Freunde, Pfr. Appenzeller in Brütten und Dr. Zwingli in Zürich, Hand boten; aber diese Bemühungen scheiterten zuerst an Hegner's Sprödigkeit. Der gelegentliche Austausch literarischer Arbeiten und das Zusammentreffen in der Künstlergesellschaft, wo Hegner bei seinem häufigen Aufenthalt in Zürich öfters als Gast[1]) einkehrte, führten dann aber doch nach und nach auf einen vertraulicheren Fuß, und wenn auch Heß dabei stets der mit mehr Wärme, Lebhaftigkeit und zutraulicher Offenheit sich aussprechende Theil war, so empfand Hegner doch trotz seiner trockenen Art mit Freude und Dank die ihm von Heß entgegengebrachte Anhänglichkeit, Treue und unermüdliche Gefälligkeit. Das Tagebuch Hegner's enthält eine ganze Reihe Einträge wie die folgenden: „Besuch von Heß im Beckenhof; ich hab ihn gern, er scheint mir was Edles zu haben" (3. Februar 1813). „Brief von Herrn Heß; Dank für die Rigireise; viel freundliches und wohlthuendes darüber" (12. August 1818). „Besuch von Heß zum Mittagessen. Höflich, freundlich, liebend" (18. September 1832). Vielfach finden wir Hegner auch als Mittagsgast im Beckenhof mit guten Freunden: Martin Usteri, Meyer v. Knonau, Hofrath Buel, Ludwig Vogel, und wiewohl es allerdings bei solchem Anlaß ganz bezeichnend für Hegner im Tagebuch einmal heißt: „Ich schlich mich nach einiger Zeit weg, weil mich die Gesellschaft langweilte", so muß es ihm dort doch in der Regel sehr wohl gewesen sein, denn er schreibt an andern Orten: „Gute Gesellschaft", „Frau und Jungfer Heß sehr freundschaftlich", „Unter guten Leuten ist gut wohnen". Die langwierige, peinliche Krankheit des Freundes im Beckenhof zu Ende der Zwanzigerjahre und der Tod des hoffnungsvollen Sohnes Adolf Heß scheinen unwillkürlich Veranlassung geworden zu sein, daß Beide sich in freundschaftlicher Sympathie vollends näher traten und Hegner selbst das vertrauliche „Du" anbot, mit welchem dann

---

[1]) 1806 ernannte ihn die Gesellschaft zum Ehrenmitglied.

die Correspondenz fortan eine lebhaftere und vielseitigere ward. Hegner selbst mag sie um so mehr zum Bedürfniß geworden sein, nachdem sein Freund Georg Müller gestorben war und Meyer v. Knonau einerseits wegen Augenleiden seine Correspondenz nicht mehr persönlich weiter führen konnte, anderseits auch durch seine politische Stellungnahme in ein fremderes Verhältniß zu Hegner getreten war. Welche Freude Heß an dem geistigen Verkehr mit Hegner empfand, liest sich fast aus jeder Zeile des Briefwechsels heraus und empfängt seine sicherste Bestätigung darin, daß Heß alle — selbst die unbedeutendsten — Briefe des Winterthurer-Freundes sorgfältig aufbewahrt hat. Nach seinem Tode mußten diese letztern, auf Wunsch der Familie Leuzinger, nach Winterthur zurückgesandt werden und befinden sich nunmehr auf der dortigen Stadtbibliothek. Eine sorgfältige Abschrift nebst den Originalen der Heß'schen Briefe, welche dieser bei Hegner's Tod zurückempfangen hatte, blieb aber im Besitz der Familie Burckhardt-Heß, und auf diesem Wege ist es möglich geworden, den Gedankenaustausch der zwei hervorragend beanlagten und vielseitig gebildeten Mitbürger hier einem weitern Kreise zugänglich zu machen[1]). Unverdienter Weise sind die Schriften beider Männer eine Zeit lang in Vergessenheit gerathen; aber beiden ist die neuere Zeit wieder gerechter geworden, und wenn im gegenwärtigen und den nachfolgenden Jahrgängen des Zürcher Taschenbuches die Correspondenz der zwei Freunde zur Veröffentlichung gebracht wird, so bedarf es wohl keiner besondern erklärenden und empfehlenden Einleitung mehr. Ulrich Hegner's Leben und Wirken ist von Dr. A. Hafner in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek Winterthur für 1886 und 1887 und von Dr. G. Geilfus im vorjährigen Zürcher Taschenbuch geschildert worden. Heß hat in Dr. J. Bächtold einen Biographen gefunden, der seinen persönlichen und literarischen Werth voll erkannt und (in der Vorrede zu Joh. Casp. Schweizer, Berlin 1884) auch gegenüber unsern deutschen Nachbarn betont hat.

---

[1]) Für die erste Anregung zu dieser angenehmen Arbeit sage ich Herrn Prof. J. Bächtold, für die zuvorkommende Ueberlassung des gesammten Materials Frau Prof. Marie Steffensen-Burckhardt in Basel den herzlichsten Dank.

Wir zweifeln übrigens keineswegs, daß der Inhalt dieser Blätter für sich selbst Interesse erwecken werde, trotzdem Manches nicht zum Druck gelangen durfte, was ihnen für einzelne Leser wohl noch größern Reiz verliehen hätte. Beide Freunde und besonders Heß, dessen sensitives Wesen von aller Unruhe des äußern und innern Lebens auf's Empfindlichste berührt wurde, pflegten sich in ihren Briefen keinerlei Zwang anzuthun, wohl wissend, daß der Discretion des Freundes unbedingt zu vertrauen sei. So finden sich denn in der Correspondenz mitunter ergreifende Mittheilungen über Familienglück und Familientrauer und dann wieder in bewegteren Zeiten des öffentlichen Lebens scharfe, aber den Nagel oft auf den Kopf treffende Urtheile über handelnde Personen und ganze Zeitverirrungen, die alle in ihrer Art sehr bemerkenswerth sind. Beides war aber nie für die Oeffentlichkeit bestimmt und aus Heß's eigenem Munde (siehe den Brief vom 14. October 1835) wissen wir, wie streng er über Vertrauensmißbrauch gegenüber Verstorbenen dachte. Darum hat der Herausgeber in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Eigenthümerin der Manuscripte alles Das dem Druck entzogen, was intimere Familien-Angelegenheiten betraf und was anderseits noch irgendwo verletzen könnte. Es gibt gewisse Episoden der Geschichte, deren bloße Berührung, selbst nach langer Zeit, gereizten Widerspruch weckt und über die sich selbst die Nachkommen der dabei Betheiligten noch nicht zu verstehen vermögen. Ebenso liegt es auf der Hand, daß gesalzene Urtheile über Charakter und Handlungen bestimmter Personen, auch wenn sie erst lang nach deren Tod veröffentlicht werden, dennoch hinterlassene Freunde und Anverwandte noch peinlich berühren können, weil in ihrer Erinnerung die Schwächen und Mängel der Betreffenden vielleicht durch freundlichere, den Fernerstehenden verborgene Züge aufgewogen werden. Da, wo es sich, wie hier, nicht darum handelt, mit rücksichtsloser Offenheit im Dienst der Weltgeschichte zu arbeiten und wo man auch selbst das Gefühl hat, daß augenblickliche Erregung zuweilen das objective Urtheil getrübt haben kann, ist es Pflicht, die persönliche Freude an gewürzter Sprache dem Gebot der Discretion unterzuordnen, und ein Vorwurf, zu

wenig publizirt zu haben, wiegt leichter als derjenige begangener Rücksichtslosigkeit. — Wer aus einem bestimmten sachlichen Interesse den vollen Inhalt der Briefe kennen zu lernen wünscht, wird auch ohne Schwierigkeit Einsicht in denselben erhalten.

Die Zahl der Heß'schen Briefe beträgt 193 und zwar ist der erste datirt vom 16. October 1809, der letzte vom 10. August 1839. Die Hegner'schen Briefe, etwas weniger zahlreich und auch kleinern Umfangs, belaufen sich auf 173 und reichen vom 18. October 1809 bis zum 14. October 1839. Eine spürbare Lücke in der Correspondenz ist nirgends vorhanden.

Zum Schlusse bleibt uns zu erwähnen übrig, daß der Heß'sche Nachlaß auch noch eine große Zahl anderer Briefe enthält, die der Empfänger der sorgfältig geordneten Aufbewahrung werth erachtet hat: Solche von Dr. Ebel, Maler Freudweiler, Hofrath Buel, Mayr von Arbon, Oberst Ludwig v. Wurstemberger und Sigmund von Wagner in Bern, dem Freund, über dessen Hinschied Heß an Hegner unter'm 14. October 1835 berichtet. Der Briefwechsel mit Jenem, einem geistvollen, enthusiastischen Verehrer der Kunst und schönen Literatur, dem Martin Usteri, David Heß und Ulrich Hegner die liebsten Sterne am ganzen, großen Dichterhimmel waren, wird im Neujahrsblatt der Zürcherischen Künstlergesellschaft für 1889 und 1890 seine Veröffentlichung finden, da er in anziehender, munterer Form ungemein viel Wissenswerthes über die damaligen schweizerischen Kunstzustände enthält. Die parallel laufende Publication der beiden Briefwechsel wird, wie wir hoffen, weder dem Interesse für den einen, noch für den andern Eintrag thun, sondern durch die gegenseitige Ergänzung um so anziehender sein. Wo Geist und Gemüth sich in so liebenswürdiger und anspruchsloser Weise, wie in den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Blättern, äußern, braucht man wohl nicht zu fürchten, daß der Leser sich über den Umfang des Gebotenen beklagen werde.

F. O. P.

Heß an Hegner.

Beckenhof bei Zürich, 18. März 1812.

Mit vielem Dank sende ich Ihnen, verehrtester Herr und Freund, die Hakert'sche Biographie wieder zurück, welche mir viel Vergnügen gemacht hat. Es wäre zu wünschen, daß das Leben, die Verhältnisse, Meinungen und Produkte aller bedeutenden Künstler auf diese Weise beschrieben würden. Eine umständliche Biographie unseres schweizerischen Hans Holbein soll ihrer Vollendung nahen, und auf diese freue ich mich ganz besonders.

Mit Ungeduld warte ich auch auf die Erscheinung eines biedern alten Militärs[1]), der mit seinem geraden Sinn den Nagel auf den Kopf trifft, der mit seiner sentimentalen und sentenzreichen Nichte einen Besuch in Zürich versprochen hat. Wenn Sie diese lieben Leute sehen, so erinnern Sie dieselben doch gefälligst an ihr Versprechen. Die Nichte wird hier nicht leer ausgehen; denn wir treiben nach besten Kräften allerlei neumodische Sachen, ja wir haben hier in diesem Augenblick eine ächt französische Uebersetzung deutscher Manie in einem Herrn Devillers, **Professeur en Declamation**, welcher künftigen Freitag den Liebhabern **de l'art oratoire** einen glücklichen Abend verschaffen und aus Racine und Corneille mutterseelenallein ganze Szenen zu genießen geben wird. Auch kann man Lektionen bei ihm nehmen, die Stunde für einen kleinen Thaler. Wer davon profitiren will, muß eilen, denn der gute Mann ist überall (wie ein Zahnarzt) so verlangt, daß sein Aufenthalt nicht von langer Dauer sein wird. Sollten Sie indeß wünschen, ihn auch in Winterthur zu haben, so brauchen Sie mir nur einen Wink zu geben, und ich werde ihm ein Empfehlungsschreiben an Sie ausliefern.

. . . . . .

[1]) Anspielung auf Hegner's „Molkenkur", an welcher derselbe gerade arbeitete.

Hegner an Heß.

Winterthur, 29. März 1812.

Der Oberst wird sein Versprechen oder seine Drohung gewiß erfüllen und Sie besuchen, mein Lieber! Er hat sich aber seit einigen Tagen mit einer Stiftsdame eingelassen, die ihm die Zellerisch-Pestalozzische Lehr- und Erziehungs-Methode einzutrichtern sucht; das nimmt ihm, der sich vorher darum nicht bekümmerte, viel Zeit weg; dann geht er noch in die Berge, soweit er vermag, und darauf direkte zu Ihnen nach Zürich. Also noch eine kleine Frist, bis Ihnen die Plage auf den Hals kommt!

Sie haben mir Ihren Scharinggelhof[1]) zu schicken versprochen; lassen Sie sich's doch nicht reuen!

Noch immer schweben meinem sonst flüchtigen Gedächtnisse Szenen aus Ihrem reisenden Deklamator[2]) vor. Lassen Sie sich doch zu einem zweiten Gesang bewegen, und schildern Sie die empfindsamen Empfindungen der Dilettanten dieser Kunst. Sie haben gewiß neulich wieder Beobachtungen darüber machen können, und verstehen das Plastische der Darstellung so trefflich.

Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Freundschaft.

H. z. Frieden.

Heß an Hegner.

Beckenhof, den 6. April 1812.

Ich benutze die gute Gelegenheit, Ihnen, mein verehrtester Herr und Freund, den Scharinggelhof, den ich ganz vergessen hatte, und noch einige andere Blätter zu übersenden, die ich vor mehreren Jahren radirte. Ich füge denselben noch ein Exemplar meiner **Hollandia regenerata** bei, die Humphries Anno 1796 in London radirte, die aber, wie alles Politische, das so häufig abwechselt, schon damals **post festum** erschien.

---

[1]) Die bekannte, allerdings sehr chargirte Carricatur auf die zürcherische Complimentirsucht.

[2]) Scherz und Ernst in Erzählungen von David Heß. Zürich 1816.

Auf den Besuch des Obersten freue ich mich unaussprechlich, besonders da alle Zeichen der Zeit an ihm vorbeizogen und er mir über jedes Etwas von seiner Art erzählen wird. Lassen Sie mich nur nicht gar zu lange nach dem Ehrenmann hangen und verlangen!

Die Szenen aus dem Leben des wandernden Deklamators werde ich schwerlich fortsetzen; dieser Aufsatz ist eigentlich zu einer Vorlesung bestimmt, die vielleicht in wenig Wochen vor einer Gesellschaft gehalten wird, die noch an der Ungewißheit über diesen Gegenstand laborirt, mich aber vielleicht, da man mir mehr Bosheit zutraut, als ich haben möchte, nicht einmal zu Wort kommen läßt. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 8. April 1812.

Empfangen Sie allervorderst meinen verbindlichsten Dank für Ihr doppelt schätzbares Geschenk. Ich hab' es schon einigemal durchblättert und mich an Ihren Einfällen ergötzt, und nicht nur die Gedanken überhaupt, sondern auch einzelne Figuren von großer Wahrheit gefunden, so den Scharinggelhof durchaus. In der Einquartierung in der Stadt sind der Hauspatron und seine Frau gewiß aus der Natur genommen. Sie sind ein scharfer und feiner Beobachter, weil Sie nicht zu beachten scheinen; auf diesem Wege entdeckt man am meisten. — Sie sind aber auch ein Prophet. In der Erklärung zu Nr. 19 Holl. reg.[1]) sagen Sie: «Il faudrait effectivement un César pour couper .... à tout procès.» — Es mögen wohl manche Portraite in diesem Werk sein. . . . . .

Heß an Hegner.

Beckenhof, 12. April 1812.

Ich freue mich herzlich, wenn Ihnen meine letzte Versendung nur einigermaßen nicht unwillkommen war, mein verehrtester Freund; die

---

[1]) «Hollandia Regenerata», zwanzig Carricaturen über die holländische Revolution, gestochen von Humphries, und 1796 in London gedruckt. Vgl. Bächtold, J. C. Schweizer, S. XXVI.

Holl. reg. enthält freilich meistens Portraite und überall eine Menge Anspielungen auf Lokalitäten und die Anno 1796 neue, jetzt von so manchen Andern wieder verdrängte Staatsverfassung, so daß das Ding eigentlich bloß für Holländer verständlich und genießbar ist. Indeß gibt's in Holland selbst nur wenig Exemplare davon. Ein unvernünftiger Mensch, der den Auftrag hatte, ein Probeexemplar von Hamburg nach Amsterdam zu schicken, erkundigte sich nicht vorerst nach der politischen Farbe seines Correspondenten; dieser war zufällig ein Kees, verzeigte das arme Ding, und die Regierung that demselben die Ehre an, das ganze Werk streng zu verbieten. . . . . .

Zürich, 24. Juni 1812.

Ueberhäuft von allerlei disästhetischen Geschäften, fand ich noch nie bis jetzt die Zeit, Ihnen, mein verehrtester Freund, für Ihren freundschaftlichen Besuch und für Ihren Brief vom 11. zu danken und Ihnen zu sagen, wie sehr es mich freut, daß Füeßli so geschwind an Ihrem Geistesprodukte drucken läßt. Ich zweifelte nie daran und war versichert, daß sobald er seinen kritischen Schnabel in Ihre Brennte gesteckt und Ihre Schotte gekostet haben würde, so müsse er auch gleich begreifen, daß dergleichen Getränk Liebhaber finden werde. Usteri wird wohl Nichts zeichnen; gewiß nicht aus Mangel an Liebe zu Ihnen und zur Sache, aber aus Mangel an Zeit. . . . . .
Einen gestochenen Titel sollte F. indeß nothwendig veranstalten. . . .
Etwa einen artigen, antiken Satyr mit einem Spiegel für Schweizerreisende? — Ich hätte allerlei Dergleichen im Sinne; aber ich kann durchaus nichts Anderes zeichnen als Carricaturen! und da sollte etwas ganz Niedliches zu Tage gefördert werden. — . . . . . .

Beckenhof, 25. Juli 1812.

Tausend Dank, mein theurer Freund, für das liebliche Geschenk, womit Sie mir eine große Freude gemacht haben. Aber ja! die Lettern sind fast gar zu klein, besonders da das Buch für Damen, die gerne in

der Dämmerung eines Boudoirs lesen, als Correctiv bestimmt ist. Die Vignette ist artig und giebt zu mancherlei Deutungen Anlaß. Das Papier könnte besser sein — indeß ist das Alles nur Schaale, und der Kern bleibt, was er ist, und wird jedem feinern Gaumen schmecken. Ich will gern sehen, was die Morgen- und Abend- und andere eleganten Blätter davon sagen werden. Mancher wird schreien, weil's ihn getroffen hat!

Die Malergesellschaft ging schon längst mit allerlei Projekten zu Parthien, besonders mit einem Basserstörfler Congresse schwanger — allein der Himmel will gar Nichts zu Stande kommen lassen, weil er immer mit Fässern drein gießt. Im September wird es aber wohl bessern und möglich werden, eine solche Versammlung zu veranstalten.

Empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Achtung und Ergebenheit! D. H.

Beckenhof, den 21. October 1814.

Ich soll Ihnen, mein verehrtester Herr und Freund, aus Auftrag Freund Appenzeller's[1]) den ersten Theil seiner Wendelgarde[2]) übersenden; der zweite soll, so bald ich ihn gelesen, nachfolgen. Wenn ich die Wahrheit aufrichtig gestehen soll, so kann ich dieser Arbeit kein rechtes Interesse abgewinnen; es kommt mir vor, als habe unser Freund beim Nachspüren in den Bibliotheken nach historischen Umständen eine Menge Sachen aufgefischt, die ihm interessant waren, die aber nicht in das Buch hineinpassen und dasselbe schleppend machen. Die Leute kommen so oft zusammen, wünschen sich guten Morgen und guten Abend und sprechen dann alle wie Bücher aus neuern Zeiten, und was sie über Klöster und Mönchswesen sagen, ist eine längst erörterte Sache und bündiger in Zimmermann's Einsamkeit und andern Büchern dieser Art zu lesen.

---

[1]) Ueber Joh. Conr. Appenzeller (geb. 1775, von 1809—1817 Pfarrer in Brütten, † in Biel 1850) vgl. die Sammlung Bernischer Biographien, herausgegeben vom historischen Verein, S. 8—15.

[2]) Wendelgarde von Linzgau oder Glaube, Liebe, Hoffnung. 3 Bde. St. Gallen 1816.

Wenn Appenzeller nicht Alles noch zusammenschmeißt und neu gestaltet, so fürchte ich, Wendelgarde möchte zumal im Publikum gar zu sehr neben der Gertrud[1]) verlieren. Ich spreche indeß nur von dem ersten Theil. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 31. Dezember 1815.

Ihr Neujahrsgeschenk, mein lieber Freund, hat mir in mehr als einer Hinsicht große Freude gemacht. Ich fing das Buch[2]) sogleich zu lesen an; aber kaum hatte ich die erste Erzählung gelesen, hatte ich nichts Eilfertigeres zu thun, als es sogleich ein paar Nièces von mir zur Beherzigung zuzusenden, die gerade in diesen Tagen des Tanzens eines solchen einfach kräftigen Memento's bedürfen; es hätte wahrlich nicht erwünschter erscheinen können. So bald die Geschäftstage des Neujahrs vorüber sind, will ich mich dann mit Ernst selbst dahinter machen (oder daran machen, je älter ich werde, desto mehr Idiotismen entrinnen mir). Aber schon das Aeußere, welche simple Eleganz! Sie sind ein ächter Arbeiter Elegantiarum im bessern Sinn, als Ihr ehemaliger Landsmann in London. . . . . .

Winterthur, 30. Mai 1816.

Ihre Badenfahrt, mein edler Freund, hat mir einige recht vergnügte, heitere Abende gemacht; es ist nun gerade ein Jahr, daß ich dort war, und durch Ihre Darstellung wurde mir Alles wieder so lebendig, daß ich nur die Augen zumachen durfte, um die Limmat rauschen oder das Wetterglöcklein in den kleinen Bädern läuten zu hören. Ich bewundere Ihre Thätigkeit, daß Sie sich so allenthalben umgesehen und nichts vergessen, und Ihre Geschicklichkeit, Alles in Anmuth zu kleiden, bis auf den alten Hauptmann Egloff, der so naiv und unschuldig dasteht wie in

---

[1]) Gertrud von Wart, oder Treue bis in den Tod. Zürich 1813.

[2]) Scherz und Ernst.

natura. Ich hätte mit Ihnen beim alten Schlosse träumen und nach Tische einsam auf der Matte sitzen und sprechen mögen! Zu den niedlichen Zeichnungen hätte ich noch Eine gewünscht: die Façade der reformirten Kirche, wie sie von den kleinen Bädern erscheint. Diese Kirche hat immer durch ihr Aeußeres (inwendig war ich nie) mein Auge auf sich gezogen und mich in meinem schon lange gefaßten Glauben bestärkt, daß es ein Geheimniß in den Verhältnissen der Architektur gebe, welches selten gefunden wird und ohne welches auch das Große nicht schön wird. (Wie die Kirche in Solothurn und hundert andere.) Trifft und findet aber der Baumeister dieses geheime Verhältniß, so bekommt auch das Kleinste, Einfachste, wie dieses Kirchlein, den Charakter der Schönheit. Wenn Sie Gemälde oder Handzeichnungen von Holbein in Zürich wissen, so haben Sie doch die Güte, sie zu notiren, bis ich einmal wieder die Ehre habe, Sie zu sehen. Ich bin und bleibe der Ihrige.

H.

Heß an Hegner.

Zürich, den 6. November 1816.

Mit dem verbindlichsten Dank sende ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, das mir anvertraute, höchst anziehende Reisetagebuch zurück, welches mich ebenso sehr belehrt, als unterhalten hat. Sie sollten alle Jahre eine solche Reise machen, um so eine Menge Gegenstände der Kunst und des Lebens in dem Fokus Ihres Seelenspiegels sich reflektiren zu lassen, damit Andere, die nicht eigene Augen zum Sehen haben, die Bilder in ihrem wahren Licht und in ihrer anziehendsten Form darin erblicken und würdigen können. Was mich am meisten freute, waren Ihre Urtheile über Kunstsachen. Obgleich Sie Ihre Muße seit langer Zeit solchen Gegenständen gewidmet, dieselben von Grund aus studirten, so haben Sie, im Gegensatz mit der heutigen Kunstkennerei und Kunstrichterei, sich weder von Theorien, noch Schulen, noch Namen ignoriren lassen, sondern den Sinn rein und vorurtheilsfrei erhalten, Alles nach seinem wahren Werth, nach Dem, was es der Zeit und dem Ort nach

sein und werden könnte, zu würdigen und immer nur mit Rücksicht auf den eigentlichen Zweck der Kunst und ihre Wirkungen auf das menschliche Gemüth. Dabei preise ich Sie glücklich, daß Sie das Element Ihrer Häuslichkeit, den Frieden, überall mit herum und in sich tragen und in philosophem Gleichmuth das **nil admirari** auf Reisen wie bei Hause überall praktisch anwenden und bei solcher ruhiger Stimmung, die keine schwindelnde Exaltation zuläßt, überall mehr Honig aus den Blumen am Lebenswege sammeln und Tausenderlei auffassen, was bei weniger innerm Gleichgewicht unbeachtet bleiben würde. Mit Ihnen schließe ich:

Ruhiges Leben,
Mäßiges Streben,
Heitere Weise,
Dieß sei mein Treiben,
Soll es auch bleiben. —

Beckenhof, den 3. November 1817.

Hier, mein verehrtester Herr und Freund, sende ich Ihnen die verspätete Badenfahrt zum freundlichen Gruß. Es ging diesem Büchlein, wie mir selbst; ich kam über die Kurzeit auch nicht heraus, und ich fürchte, mein Verleger und meine Gesundheit werden's entgelten müssen. Daß Hegi so unlustig gearbeitet und so schülerhaft geätzt hat, ist für mich ein sehr verdrießlicher Umstand; denn ich hoffte, er würde mit artistisch behandelten Blättern das Publikum geschweigen, statt dessen hat er — Helgen und Buchzeicheli geliefert.

Wenn Sie Ihr Vorhaben ausgeführt und Ihre letzte Rigireise nicht nur in Gedanken, sondern auf dem Papier beschrieben haben, so würden Sie mir eine gar große Freude (wie wenn man einem Kinde lebendige Blumen um Weihnachten bringt) durch die Mittheilung Ihres Manuscriptes machen. Alles, was vom Rigi kömmt und vom Rigi handelt, ist mir immer anheimelig, und selbst wenn die Studenten, mit den gigantischen Botanisirbüchsen und andern Instrumenten bepackt, mir im Vorbeigang Etwas davon erzählen wollten, würde ich ihnen gerne zu-

hören — wie viel angenehmer muß mir daher Dasjenige sein, was Sie darüber aufgezeichnet haben. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, den 10. November 1817.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank — für Ihr freundschaftliches Geschenk, das ich gestern von Ihnen, mein edler Freund, erhalten. Sie haben die Idee vortrefflich ausgeführt und sich damit ein Denkmal zu stiften gewußt, das, so lange man nach Baden fährt, von der Beobachtungsgabe und Freimüthigkeit Ihres Geistes zeugen wird. Und welch' eine schöne Quelle der Unterhaltung eröffnet sich damit für Manchen, der zu längerem Bleiben daselbst bestimmt ist und, müde von langweiliger Gesellschaft und des meist elenden Schauspiels, mit Ihrem Buche auf Beobachtung ausgeht und sich so die Zeit, die ihm sonst peinlich verstrichen wäre, auf eine angenehme und lehrreiche Art zu kürzen weiß. Aber Manchen und Manche wird auch die hinreißende Lebhaftigkeit so mancher Darstellung lüstern machen, sich, auch ohne dringende Gesundheitsnoth, in diesen gleichsam neu aufgeschlossenen Annehmlichkeiten zu prüfen, und da mögen Sie's verantworten, wenn Sie die Leute um's Geld bringen oder gar Haus- und Ehestreit verursachen!

Ueber die Beschaffenheit der Kupfer plagen Sie sich nicht zu sehr. Wer die Zeichnungen gesehen hat, dem können solche freilich nicht genügen; aber die Wenigsten kennen jene, und dann ist das Landschaftliche in den Kupfern doch meist nett und gut. . . . . .

Heß an Hegner.

Beckenhof, 27. Februar 1818.

Sie haben, mein hochverehrter Freund, meine Rigiskizze[1]) mit der Nachsicht eines Freundes beurtheilt, und vermuthlich haben auch Ihre

---

[1]) Erinnerungen einer gefehlten Rigireise. 1.—5. Aug. 1817. Nie veröffentlicht.

Hegner bemerkt dazu in seinem Tagebuch: „Unter manchen schönen Stellen gefiel mir vorzüglich die, wo er den Bergsturz von Goldau einem Gemälde von einer paradiesischen Gegend vergleicht, aus der ein Stück herausgeschnitten und dafür ein Fragment von Salvator Rosa eingesetzt worden."

eigenen Erinnerungen an den beschriebenen Gegenstand derselben noch einige Lichtstrahlen geliehen. Das Ding ward sehr flüchtig geschrieben und war auf dem Punkt, unter frevelnden Händen ein frühes Ende zu nehmen; denn es lag in der Reise-Kassette, welche der im September 1815 bei mir eingebrochene Dieb mitgenommen hatte. Ich fand nachher die leere und erbrochene Kassette in der Allee, wo auch die noch uneingebundenen Blätter des Manuscriptes zerstreut herumlagen.

Da Sie des Sonntags eine Lesestunde zur Erholung haben, so sende ich Ihnen hier noch eine andere Rigi-Winter-Reise, die freilich nur als Episode unter anderem Kram steht. Im Fall Sie an dem nächsten Feierabend oder Nachmittag nichts Besseres durchgehen mögen, so bitte ich Sie, die Rose von Jericho ein wenig kritisch in's Auge zu fassen, und mir dann mit der Aufrichtigkeit eines väterlichen Freundes sagen zu wollen, ob Sie glauben, es lohne sich der Mühe, diese Erzählung im Taschenformat einer Weihnachtsgabe drucken und die Zeichnungen dazu stechen zu lassen. Seit einigen Jahren hat der mit der Wunderblume getriebene Spuck wieder viel Gerede veranlaßt, und daher glaubte ich, eine Beschreibung dieser syrischen Pflanze, in eine den Orts-Charakter tragende Erzählung verflochten, könnte nicht ganz zur Unzeit im Publikum erscheinen. Freilich möchte manche Stelle allzu gedehnt ausgefallen sein; die Ereignisse des Jahres 1799 haben mich besonders prolix gemacht.

Hegner an Heß.

Winterthur, den 2. März 1818.

Sie haben uns mit Ihrer Rose von Jericho einen köstlichen Sonntag gemacht [1]), mein Lieber! Gleich nach Tische wurde die Vorlesung begonnen bis zur Hälfte und dann Abends bei Licht das Uebrige vollendet. —

Um die Sache recht anschaulich zu machen, stellte ich eine wirkliche solche Anastatica, die ich habe, auf den Tisch, und sie entfaltete sich nach

---

[1]) „Die Erfindung ist charmant, die Erzählung munter, die Reden etwas zu gedehnt" Tagebuch, 1. März.

und nach schön wie ihre Geschichte. Sie glauben nicht, wie so eine Anschaulichkeit belebt.

Empfangen Sie also meinen Dank für Ihr freundschaftliches Vertrauen und glauben Sie mir, daß ich kein Compliment mache, wenn ich sage, daß mir die Erzählung durchaus wohl gefallen hat. Die Erfindung ist durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit treffend, die Charaktere wahr und die Erzählung munter und fließend.

Die Rembrandische Titelvignette müssen Sie ja sorgfältig stechen lassen, das Mädchen ist allerliebst und die Mutter könnte nicht besser sein, die Beleuchtung schön. Könnte man nicht ein klein wenig mehr von dem Gesichte Heinrichs sehen? Der Haken an Heinrichs Kinn aber (etwa die Handhabe des Lichtstocks?) sollte absolut weg; er stört als etwas Unverständliches.[1] . . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, Freitags, den 13. März 1818.

Sie haben mir, mein verehrtester Herr und Freund, durch Ihre Beurtheilung der seiner Zeit wieder wohlbehaltenen Jerichorose eine große Freude gemacht, und die meisten Ihrer gründlichen Bemerkungen sind bereits benutzt. — So z. B. habe ich die Handhabe der das Nachtstück beleuchtenden Lampe unter Heinrichs Kinn ausgelöscht und die Worte, für welche Sie mir bessere angaben, verändert, einige aber stehen lassen, wie z. B. sacré paysan, denn das war eine Eigenheit aller oft nur seit wenig Monaten in Soldaten verkleideten französischen Bauernlümmel, daß sie die wohlgekleideten Bürgersleute mit verächtlichen Blicken sacré paysan schalten. Die Reiseanweisung nach Jericho ist allerdings etwas genau in dem Munde der Frau Seckelmeisterin angegeben, allein ich war dazu aus folgenden Gründen veranlaßt: Die noch jetzt in Riesbach vorhandene Jerichorose rührt sehr wahrscheinlich von dem Thalweiler

[1]) Es folgt dann eine Anzahl kleiner kritischer Bemerkungen zum Text, wie Hegner sie meist zu geben pflegte und Heß sie stets dankbar aufnahm und berücksichtigte. Weiteres Interesse bieten sie heute nicht mehr.

Schärer Ammann her, der nebst derjenigen, die Dr. Römer besitzt, noch mehrere aus Palästina mit heimbrachte. Ich nehme also an, die alte Frau stamme von diesem Pilger ab und habe dessen in zwei verschiedenen Auflagen erschienene, auf dem Lande häufig gelesene Reisebeschreibung, wie die Bibel, so zu sagen auswendig gelernt, und daher sei ihr die Route so geläufig geworden, daß sie mit einer durch den Zorn gesteigerten Geisteskraft dieselbe dem Heinrich so deutlich anzugeben vermochte, wie in jenem Buche Alles aufeinander folgt.

Der Hauptstein des Anstoßes ist aber das Ende; gerade so, wie Sie es meinten, war ich Anfangs Willens, mit der weihnächtigen Verlobung die Erzählung zu schließen, und, poetisch betrachtet, wäre es auch besser gewesen, damit ein Ende zu machen. Da dacht' ich aber, was wird nun die alte Frau mit ihrer Rose anfangen, wird sie nicht wieder damit prophezeien wollen? Mein Hauptzweck war doch, dem Aberglauben ein Ziel zu setzen; wenn schon Diejenigen, welche ihm noch huldigen, diese Erzählung nie zu Gesichte bekommen werden, so sollte doch der Fabel noch die Lehre angehängt werden, und so goß ich die moralische Brühe zur Nutzanwendung darüber hin. Noch jetzt bin ich unschlüssig, ob ich kastriren oder stehen lassen soll; doch fast möchte ich stehen lassen, damit die alte Frau, in besserm Lichte erscheinend, im Frieden scheide; denn wenn sie schon im Anfang etwas bös erscheint, so halte ich sie doch für eine fromme, ehrliche Seele und möchte also die Leute noch für sie zu gewinnen trachten, selbst auf Kosten einer rundern Katastrophe. Was meinen Sie?

Nun aber habe ich Ihnen schon wieder ein Stück Arbeit, das soeben vom Webstuhl kommt, und muß abbitten, daß ich schon wieder Ihre Geduld und Freundschaft in Anspruch nehmen und Sie bitten darf, den beifolgenden Shawl ein wenig durchmustern zu wollen und nachzusehen, ob nicht Schabnester darin anzutreffen sind. — Professor Wyß hatte mich mehrmals aufgefordert, ihm eine Erzählung für die Alpenrosen zu verfertigen; ich bestimmte die Jerichorose dazu; als sie aber viel zu lang ausfiel, mochte ich sie ihm nun gar nicht schicken und gedachte, ein anderes

Jahr etwas Kürzeres zusammenzustoppeln. Letzthin aber sprach ich mit Büel[1]) über den steigenden Luxus unserer Zeit; wir kamen auf den Kaschemir, für welchen er in Wien, ich in Paris ungeheure Summen hatte zahlen gesehen. In ein paar Jahren wird man dergleichen auch in der Schweiz haben wollen, prophezeite ich. Beim Schlafengehen dachte ich, darüber sollte man gelegentlich unsern Damen ein Wort zu seiner Zeit sagen. In der Nacht erwachte ich und, wie mir's gewöhnlich geht, wenn mich so eine Idee reitet, stand auch die ganze Einkleidung meines vielleicht im Traume verarbeiteten Stoffes klar vor meiner Seele. Ich schnitt gleich in's Zeug und schicke Ihnen hier, was ich zusammengeschneidert habe[2]), nebst der freundlichen Bitte, mir ein paar Fragen zu beantworten und mir dann auch noch über alles Andere Ihre kritischen Bemerkungen mittheilen zu wollen.

In allen Alpenrosen weht immer ein idyllischer, mir fast zu sentimentaler Ton: wird eine Erzählung, die größtentheils im Auslande spielt und zum Theil die Erbärmlichkeiten großer Städte schildert, hineinpassen? Nach meiner Ansicht wohl, des Contrastes wegen; auch meine ich, es dürfe in einem für unsere vaterländischen Damen bestimmten Blüthenkranz auch eine mit Fraktur geschriebene Warnungstafel aufgestellt werden. Ob es Prof. W. ebenso ansehen mag, wird sich zeigen. . . . . .

Beckenhof, 28. October 1818.

Endlich, mein verehrtester Freund, ist die Jerichorose in dem . . . . . .'schen Treib- und Mistbeete aufgegangen, und ich eile, Ihnen noch vor dem Christfest die Weihnachtsgabe zu freundlichem Gruße zu übersenden. Nehmen Sie dieselbe mit Ihrer eigenthümlichen Güte und Nachsicht auf.

---

[1]) Hofrath Joh. Büel von Stein a. Rh., geb. 1761, gest. 1830, wirkte zuerst als Geistlicher im Thurgau, dann als Bibliothekar in Gotha und später als Erzieher in Wien, seine spätern Lebensjahre brachte er aber wieder in der Schweiz zu, und stand in regem Verkehr mit Heß. Vgl. sein Lebensbild von J. Böschenstein, Schaffhausen 1872.

[2]) Der Kaschemirshawl. Alpenrosen, 1819.

Ich habe es gewagt, diese Kleinigkeit unserm lieben Usteri zu dediziren, wobei ich auch verleitet wurde, in einer Note dem Publikum den Dichter des beliebten Volksliedes „Freut Euch des Lebens" zu nennen, weil es zum Theil, ohne daß man wußte, von wem es eigentlich herrühre, gesungen wurde; zum Theil auch andern Dichtern zugeschrieben ward; so wie z. B. auch vor ein paar Jahren in der Hamburger-Zeitung Ihnen. Ich bin überzeugt, daß Sie meine Anführung des suum cuique weder mißdeuten, noch mißverstehen werden. . . . .

Beckenhof, 8. Januar 1820.

Mein verehrtester Herr und Freund!

Sie haben mir durch die gütige Mittheilung Ihres Neujahrsstückes ein großes Vergnügen gemacht, wofür ich Ihnen herzlich danke. Und mit eben so viel Dank nehme ich Ihr gefälliges Anerbieten an, mir auch die frühern, von Ihnen verfaßten Winterthurer Neujahrsstücke gelegentlich zukommen zu lassen, wenn Sie nämlich dieselben noch vorräthig besitzen und Doubletten wohl mangeln können; denn ich setze allerdings einen großen Werth darauf, eine vollständige Sammlung alles Dessen zu besitzen, was Sie Ihre Autorsünden zu nennen belieben, und was Ihnen das Publikum und selbst der Himmel für ächte Verdienste anrechnen müssen. Halten Sie die Neujahrsstücke der Künstlergesellschaft nicht, so erbitte ich mir darüber einen Wink, damit ich Ihnen die dießjährige Landoltische Biographie senden kann, die freilich nur ein vorläufiges venez-y-voir sein sollte, bis ich unter einem Schwall ganz anderer Geschäfte die nöthige Muße und Ruhe finde, ein weitläufiger gezeichnetes Bild von meinem lieben Landolt aufzustellen.

Ich bedaure sehr, daß Sie die vom 3. Januar bis heute offen gestandene Ausstellung seiner Gemälde nicht gesehen haben. Es waren 65 kleinere und größere Stücke vorhanden, die zusammen ein äußerst anziehendes Ganzes ausmachten und seine in gewisser Beziehung außerordentlichen Kunstverdienste bestätigten. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 27. Januar 1820.

Hier endlich, mein theurer Freund, Suschens Hochzeit.[1]) Den ersten Theil (nämlich die alte „Molkenkur"), der auch, wie ich höre, wieder neu ausgelegt werden soll, hat mir die Buchhandlung nicht zugesandt, sonst hätte ich denselben auch beigefügt.

Die Vignetten sind nach Antiken (nicht so antik, wie ich wünschte) gestochen und haben keinen direkten geschichtlichen Bezug auf den Inhalt. Die erste erklärt sich selbst; die zweite ist die Vorbereitung einer Braut auf die Hochzeitnacht.

Nehmen Sie Alles mit Ihrer nachsichtigen Freundschaft auf! So auch die Neujahrskupfer, die weiter Nichts sind, noch sein sollen, als ein einzig für Winterthur bestimmtes Blatt. Sie sehen aus den ungedruckten letzten Blättern, daß ich von Jahr zu Jahr gern mehr sagte, aber durch das Format gebunden bin, das nicht ändern darf, da es eine alte Herkömmlichkeit ist. . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, Samstag, 29. Januar 1820.

. . . . . .

Suschens Hochzeit habe ich über die Zeit der letzten Großrathssitzungen höchst flüchtig durchstöbert. Und jetzt mit einem Kopf voll Rechnungs- Liquidations- und eigner literarischer Geschäfte, die sich in einem Augenblick auf meinen Schultern häufen, wo ich mich noch immer sehr gedrückt fühle, erlaube ich mir nicht, die beiden lieben Heftchen, die so schmuck aussehen in ihrem hochzeitlichen Rosagewande, zu lesen. Wie ich zu diesen Gaben Gottes einmal wieder gelangen werde! Hegi hat Ihnen die Titelvignetten verpfuscht. Er kann Alles gut machen, wenn er will; aber er will und mag oft nicht und verdirbt dadurch ganz seine frühere Reputation.

---

[1]) Die Fortsetzung der „Molkenkur".

. . . . . .

Die Geschäfte, an denen ich seit 9 Jahren wie ein Galeerensklave arbeitete[1]), sind nun ihrem Schluß nahe, daher meine große Anstrengung. Daneben muß ich mit dem Frühling mit Landolt's Biographie fertig sein, wenn ich es je werden soll; denn mit dem Frühling gibt's wieder viel Anderes, und Mehreres neben einander vermag ich nicht auszuführen.

Doch was schwatze ich Ihnen für albernes Zeug vor, das sich bloß um mein Ich herumdreht! Dieses Blatt riecht nach einer lang verschlossenen Arbeitsstube — reinigen Sie die Luft, indem Sie dasselbe den Flammen opfern. . . . . .

Zürich, Montag, 6. März 1820.

Mein theurer Freund!

Jeder Mensch hat seine Phantasien und mag gerne nach seiner eigenthümlichen Weise seine Lieblings-Siebensachen ordnen, schmücken, verbrämen u. s. w. Nun habe ich von Ihnen ein paar Büchlein, die zu meinen Lieblingsbesitzungen dieses Faches gehören, und möchte denselben noch ein Siegel aufgedrückt sehen, nämlich auf das erste weiße Blatt Ihren selbst geschriebenen Namen; darum erlaube ich mir, Ihnen dieselben zuzusenden, mit der Bitte, mir freundschaftlichst willfahren zu wollen. Da diese Büchlein eine Gabe Ihrer Zuneigung sind, so erhalten sie dann dadurch noch einen höhern Werth für mich.

Suschens Hochzeit ist mannigfaltig besprochen worden, mitunter auch Manches daran getadelt, was mir, der Leute und der Art und Weise ihrer Bemerkungen wegen, viel Spaß machte. So gab es vor wenigen Tagen ein kritisches Gespräch darüber in einer Damengesellschaft. „Es wäre Alles recht", sprach ein vornehmes Frauenzimmer, „nur zwei Sachen wollen mir nicht einleuchten: für's Erste, daß Herr Hegner sein Buch wie alle Romane endigt und Alles sich — Schlegel an Weggen, verheirathen muß. Und für's Zweite, daß er noch sogar eine **Mésalliance** geschehen läßt!"

---

[1]) Die Liquidation des Schweizer'schen Nachlasses. Vgl. David Heß J. C. Schweizer und seine Gattin, Magdalena Heß, herausgegeben von J. Bächtold. Zürich, 1884. Ebenso Zürcher Taschenbuch für 1880.

„Mag sein", erwiederte ich, „daß das Büchlein, das doch nun einmal in Romanform eingekleidet ist, wie alle Romane endigt — **tout finit par des chansons!** — aber was thut das zur Sache? Wenn eine Pastete gut ist, so frage ich nicht, ob sie mit Kalbfleisch oder Hammelfleisch gefüllt ist, ob sie im nämlichen Model, wie es der Pastetenbäcker Bluntschli und Zimmermann braucht, geformt sei, sondern ob der Teig feiner zusammengesetzt und besser gewirkt sei, und vorzüglich, ob sie mit Trüffeln, Capris, Sardellen, Pfefferkörnern, Nelkenköpfen ꝛc. ꝛc. gut gewürzt sei. Und wenn ein Mann, der selbst über die Honigmonate hinaus ist, noch gerne jedes junge Herz beglückt sehen will und wie ein freundlicher Wirth auf jeden Mann einen Vogel gibt, so bleibt das doch aller Ehre werth, **et souvent, Madame, l'air fait la chanson.** Was aber die **Mésalliance** betrifft, so weiß ich weiter Nichts darüber zu antworten, als daß wir Standes halber Alle von Adam abstammen und ich nur eine Art von **Mésalliance** kenne, wenn nämlich ihrer Zwei in den Paarkäficht gesperrt werden, die zusammenpassen wie ein Sechziger zu einem 17-jährigen Kinde, oder wie ein Adonis zu einer Hekuba, oder die sonst einander wohl leiden mögen, wie ungefähr Hund und Katze oder Wasser und Oel!"

Allein die Dame versicherte mich, sie bliebe doch bei ihrer Meinung und sie hätte gerne etwas Tragisches beigemischt haben mögen.

Also, lieber Freund! Schlagen Sie doch bald ein Paar Verliebte auf dem Papier mit der Feder todt!

Wenn ich Ihnen meine eigene Meinung über dieses allerliebste Produkt schreiben müßte, so gäbe es keinen Brief, sondern eine lange Abhandlung. Sie wissen aber am besten, was Sie damit gewollt haben, und wer es auch weiß, der drückt Ihnen freundlich die Hand und läßt übrigens die andern Leute ihr Lob oder ihren Tadel singen und pfeifen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Ich habe einen miserabeln Winter meist in meinen vier Pfählen zugebracht, mit allerlei körperlichen Widerwärtigkeiten kämpfend und bin innert wenigen Monaten um zehn Jahre älter geworden. Indessen aber

bin ich, nach vielen Zahlengeschäften, so glücklich gewesen, von einer Galeere losgeschmiedet zu werden, auf der ich seit neun Jahren gerudert hatte. Es war eine Liquidation, die mir viel zu schaffen machte! Dazwischen habe ich Landolt's Biographie geschrieben, womit ich, bis an einige Stellen, so viel als fertig bin. Allein auch dieser Zeitvertreib hat mir physisch nicht wohl gethan, indem ich bei anhaltendem Sitzen das Uebel nur ärger mache.

Mögen Sie recht fröhlich und guter Dinge sein! Schicken Sie mir doch bald meine beiden Breviere zurück; ein Name ist ja bälder geschrieben, als ein Buch!

Von Herzen der Ihrigste. D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, den 7. März 1820.

Ihr Verlangen ist mir ein erfreuliches Zeichen Ihrer Zuneigung.

Es ist mir leid, daß Sie den ersten Theil der „Molkenkur" schon zu den folgenden haben binden lassen, indem eine neue Ausgabe derselben unter der Presse ist, worin Manches verbessert wird.

Bisher sagte man, ich wisse nicht recht aufzuhören, kein geschicktes Ende zu finden, die Erwartung nicht zu beruhigen. Und nun, da ich, diesem Tadel zu entgehen, Alles zu einem glücklichem Ausgang geführt und beinahe Alles, was in diesem Buche leibt und lebt, sich in die Arme gebracht habe, ist man wieder nicht zufrieden! — Was muß ich wohl von den Damen denken, die dem Heirathen so abgeneigt sind?

Daß Sie von einem unangenehmen Rechnungsgeschäfte befreit sind, gratulire ich Ihnen von Herzen. Wälzen Sie sich doch Dergleichen vom Halse; Sie sind für den feinen Lebensgenuß und für die dichterischen Compositionen bestimmt; wofür hätten Sie sonst die schaffende Phantasie erhalten? Gewiß nicht für Liquidationen!

Möchte es mir bald wieder gewährt sein, einen halben Tag im Frieden mit Ihnen herumzuwandeln, wäre es auch nur, um eine alte Hexe zu besuchen!

Ich lese gegenwärtig den alten Adam von Graf Benzel-Sternau, den ich bloß anfing, um auch Etwas von dem Grafen gelesen zu haben, den ich im Frühjahr besuchen möchte. Aber ich finde mehr darin, als ich erwartete; sehr viel Verstand und Witz, nur schade, daß er sich dem Anspielungs- und Wortwitze, der durch Jean Paul in Deutschland aufgekommen, zu viel hingibt. Seine reichsritterschaftliche Adelswelt kennt und zeichnet er sehr gut; sie ist für mich ganz neu und darum interessant.

Gruß, Gesundheit, freundschaftliche Achtung und alles Gute!

Ihr H.

Winterthur, 24. August 1820.

Gestern habe ich Ihr Geschenk[1]) erhalten, mein theurer Freund, und seitdem schon zweimal gelesen, erst mit Neugier flüchtig und dann mit Bedacht buchstäblich. Sie haben den vorzüglichen Menschen, den gerechten Richter, den poetischen Maler, den beherzten Kriegsmann, den treuen Freund, den gutmüthigen Schalk, den Feind des Federlesens, kurz den Mann, der größer war, als er scheinen wollte, mit so treffenden und natürlichen Zügen gemalt, daß nicht nur, wer ihn kannte, ihn wieder im Leben vor sich sieht, sondern daß gewiß auch die Nachwelt Freude an dem Bilde haben wird. Ja dieß Bild wird bleiben, wenn tausend andere schon untergegangen sind, weil es anmaßungslos und ungekünstelt gemalt ist. — Wo mag nun dieser edle Geist sein, seitdem er um die Ecke herum ist? Jagt er mit seinem verehrten Ziethen auf der großen Wiese herum? Malt er mit Heß paradiesische Dämmerungen? Steht er etwa einem Gerichte ewiger Gnade vor und muß dabei zu einer kleinen Buße das Protokoll führen? Führt ihn Salomon Geßner in einem himmlischen Sihlwalde herum, wo in der Ferne das veredelte Waldhorn Freudweilers ertönt? — Ich wollt', ich wüßt' es, und wäre dabei!

---

[1]) Salomon Landolt, ein Charakterbild, nach dem Leben ausgemalt von David Heß. Zürich 1820. „Es ist wirklich ein mit natürlichen, wahren Farben entworfenes Bild eines vorzüglichen Menschen." Hegner's Tagebuch 24. Aug. 1820.

Von meiner Reise bin ich schon seit 14 Tagen zurück. Es war mir in Deinach und Stuttgart viel Angenehmes beschieden. Haben Ihnen die Ohren nicht zuweilen geklungen, so sind Matthisson und ich nicht Schuld daran; Sie haben einen freundschaftlichen Verehrer an ihm.

Die Boisserée'schen Gemälde! — O reisen Sie dahin! ich mag nicht davon sprechen; ob ich sie gleich nur drei Stunden gesehen, ich würde nie fertig. Sie haben meine gespannte Erwartung weit übertroffen; es sind Stücke darunter von Schoreel und Hemling, die mir die Schwärmerei für die altdeutsche Kunst begreiflich machen. . . . . Kein Dürer, noch Lucas von Leyden halten es neben ihnen aus. Aber es ist nicht nur die altväterische Zeichnung (womit sich leider die neuern Nachäffer begnügen), es ist der hohe Verstand der Farbenmalerei, der das Unbegreifliche geleistet. Da sollte Overbeck & Cie. in die Schule gehen! — Doch ich schweige, weil ich aus Erfahrung weiß, daß enthusiastische Schilderungen eines Gegenstandes Den, der ihn noch nicht kennt, eher abschrecken als anlocken.

Empfangen Sie meinen Dank für das freundliche, köstliche Geschenk und lassen Sie mich ferner empfohlen sein.

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, Beckenhof, den 6. Januar 1821.

Empfangen Sie, mein theuerster Freund, meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit, mir das von Ihnen geschriebene Neujahrsstück zukommen zu lassen. Es hat mir in jeder Beziehung, die des Formates ausgenommen, sehr wohl gefallen, und es ist ein verdienstliches Unternehmen, die Geschichte jedes bedeutenden Ortes kurz, bündig und für das größere Publikum faßlich in einer Reihenfolge, die am Ende bei geschlossenem Kreise ein Ganzes bildet, zu schreiben und herauszugeben. Diese Form eines Neujahrsstück-Textes gefällt mir weit besser als die süßlich pedantische, welche bei uns noch hie und da, in der Meinung, die Tugend und Wissenschaft liebende Jugend damit angenehmer

zu unterhalten, gebraucht wird, in welche Tändelei auch dieses Jahr Herr Dr. Stolz, gerade indem er sich als derselben abgeneigt zeigen wollte, und sogar der treffliche Bremi gefallen ist. Aber ja, Sie sollten nothwendig, wenn einmal der Cyclus der Schlösser beschlossen ist, mit Ernst darauf bringen (und warum sollte Ihre Meinung nicht vorzüglich beachtet werden?), daß ein anderes Format gewählt werde, das mehr Raum zu anziehenden Details ließe, die Sie gewiß überall eingeflochten hätten, wenn Sie nicht durch die Vereinzelung des Blattes beschränkt gewesen wären. Hegi hat sich mit Hettlingen recht Ernst sein lassen. Es ist aber auch ein großer Vortheil für den Kupferstecher, wenn er nach einer guten Zeichnung arbeiten kann, und die von Meyer sind immer vorzüglich gut.

Das Neujahrsstück der Künstlergesellschaft hat mich auch sehr angezogen, sowie die Geschichte der verschiedenen Auswanderungs-Epochen, welche Professor Hottinger für die Hülfsgesellschaft bearbeitet hat. Künftiges Jahr wird nun wahrscheinlich die Reihe an den guten Kuster[1]) kommen, wenn nicht der kalte Hauch des Todes in der ersten Hälfte des laufenden einem Hauptgestirn am artistischen Himmel der Schweiz das Licht ausbläst. Es ist immer ein artiger Gebrauch, solche Neujahrsgeschenke auszutheilen, die denn doch im Verfolg der Zeiten eine Summe von brauchbaren Materialien enthalten und manchen geschichtlichen und biographischen Zug erhalten, der ohne diese Uebung verloren gegangen wäre.

Meine besten Wünsche für Sie! Erhalten Sie mir Ihre mir so schätzbare alte Zuneigung auch in der neuen Zeit, und genehmigen Sie die Versicherung meiner herzlichen Hochachtung und Ergebenheit.

Der Ihrigste: D. H.

Hegner an Heß.

9. Februar 1821.

. . . . . .

Sie schrieben mir neulich, daß es, wenn kein größeres Lumen sterbe,

---

[1]) J. C. Kuster, Landschaftsmaler, von Winterthur, geb. 1747, gest. 1818. Vergl. Neujahrsblatt der K.-G. für 1822.

vielleicht an Kuster kommen könnte, in dem Neujahrsstück künftigen Jahres dem Publikum vor Augen gestellt zu werden. Wenn es kein Scherz war, wie ich fast vermuthe, so anerbietet sich meine schwache Feder dazu. Es wäre mir nicht um Winterthur, nicht um eine Lobrede des geringen Talentes zu thun; aber es ließe sich so viel über treue Beschränkung, über Genuß am Kleinen, über das Glück der Zufriedenheit u. drgl. sagen, was, wie ich glaube, der tugendliebenden Jugend recht heilsam wäre. Wenn es aber geschehen sollte, so müßte ich es bei Zeiten wissen; denn ich kann nicht schnell arbeiten. Ich habe Anfangs Januar Herrn Inspektor Horner Etwas darüber geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten.

Den Pfingstmontag von Arnold kenne ich nur aus dem, was der halbkindische Göthe (Kunst und Alterthum) davon, und was einige Recensenten sagen; haben Sie das Stück eigen, so theilen Sie mir's doch mit, wo nicht, so wird es mir wohl einmal sonst unter die Hände kommen. Ich habe mir vorgenommen, dieß Jahr keine Bücher mehr zu kaufen und es bis heute, 9. Februar, halten können. Mit Lord Byron's Werken werde ich doch wahrscheinlich eine Ausnahme machen, wenn ich eine hübsche Edition finde. Das ist eine Riesengestalt, wie seit Shakespeare England keine hervorgebracht hat. H.

Heß an Hegner.

Beckenhof, 20. Februar 1821.

Herzlichen Dank für Ihre zwei freundlichen Zuschriften, deren Beilagen jedesmal sogleich an Dr. Ebel abgegeben wurden, der mir aufgetragen hat, Ihnen und Herrn Ziegler auf das Verbindlichste dafür zu danken. Seine Arbeit[1]) liegt nun wie ein Berg vor oder vielmehr auf ihm; er hat bereits seit Jahren Berichtigungen, Veränderungsberichte und neue Beiträge aus allen Kantonen und Bezirken der Schweiz gesammelt, die, zu einem ellenhohen Papierstoß angewachsen, nun alle benutzt, in der letzten Ausgabe seines Werkes eingeflochten, alles Ueber-

[1]) „Anleitung, die Schweiz zu bereisen."

flüssige weggeschnitten, viele Artikel anders gestellt und zusammengezogen werden müssen, während das Ganze an Umfang eher ab- als zunehmen soll. Das ist eine gewaltige Aufgabe, und fast ließe sich mit weniger Mühe etwas ganz Neues gestalten!

Ihr gefälliges Anerbieten, mein hochverehrter Freund, die Biographie Kuster's für das künftige Neujahrsstück der Künstlergesellschaft zu schreiben, wird mit großer Freude angenommen, und wenn Sie nicht schon förmlich darum angesucht wurden, so geschah das einzig noch nicht, weil die Commission, welche diesen Gegenstand zu behandeln hat, zugleich auch die Rechnung für 1820 abnehmen soll, welche Herr Oberst Muralt zu stellen noch keine Zeit fand, indem er, mit Bearbeitung einer militärischen Geschichte Bündens beschäftigt, sich im Geist mehr in Marignano und der Enden, als in Zürich aufhält.

Sammeln Sie und bereiten Sie daher freudig d'rauf los, Sie werden gewiß in keiner Beziehung vergebens arbeiten, und die Andeutungen von Dem, was Sie mit einzuflechten gedenken, lassen ein schönes Resultat erwarten! . . . . . .

Beckenhof, 1. März 1821.

Theuerster Freund!

Herr Professor Wyß und Burgdorfer haben mich aufgefordert, wieder einen Beitrag in die Alpenrosen zu liefern. Da fiel mir ein, diese Gelegenheit zu benutzen, ein Wort zu sagen über einen Gegenstand, den Sie ohne Zweifel aus dem nämlichen Gesichtspunkte, wie ich, ansehen. Aber: Toute vérité n'est pas bonne à dire, und fast muß ich fürchten, den ersten Guß etwas zu rauh und scharf hingeworfen zu haben.

Ich erlaube mir daher, Ihnen beiliegenden Aufsatz, welcher betitelt werden soll: „Kunstgespräch in der Alpenhütte", oder: „Gespräch über schweizerische Art und Kunst" (welches halten Sie

---

[1]) Alpenrosen 1822. „Gut, trefflich in der Darstellung, schwächer im Raisonnement." Hegner's Tagebuch, 4. März 1821. „Unter den prosaischen

für zweckmäßiger?), zur gefälligen Durchsicht zu übersenden, mit der Bitte, mir über die Zulässigkeit der Sache selbst und über die darin geäußerten Meinungen Ihre Ansicht freundschaftlichst mitzutheilen. Ich trachtete zwar, vermittelst der Einkleidung das Ding harmloser zu machen und Alles am Ende wieder zur Vermittlung zu führen — allein ich habe vielleicht im Eifer, indem ich den Calmus überzückern wollte, mich mitunter ver= und statt in das Zucker= vielmehr in das Salzfaß gegriffen, und so möchte doch diese nicht unverdiente Rüge hie und da, wie man zu sagen pflegt, Herd aufwerfen. Ihr Urtheil ist mir also wichtig, vorzüglich, wenn Sie die Güte haben wollen, in's Detail einzutreten und mir anzudeuten, was etwa milder gesagt, ganz weggelassen oder noch beigefügt werden sollte. Lassen Sie sich doch durch die Sudelkladde nicht abschrecken. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, den 5. März 1821.

Allervorderst meinen besten Dank, verehrter Freund, für die gütige Mittheilung; ich habe die Schrift wiederholt gelesen und auch in unserm Familien=Sonntagsstündlein hat sie großes Vergnügen erregt. Jedermann muß und wird sagen, daß Sie ein Meister in Darstellung des Lebendigen seien. Ihre Personen leben, und was sie thun, sieht man geschehen.

Ich kann nicht sagen, daß ich mit aller Aufmerksamkeit gefunden, daß Sie zu viel oder Etwas sagen, das „Herd aufwerfen" könnte. Seien Sie darüber sicherlich unbesorgt. Etwa Seite 23 möchte sich Füchsli H. getroffen finden und könnte es übel nehmen; da kennen Sie aber Ihr Verhältniß zu ihm besser als ich.

Eigen ist es, daß der Aufsatz gerade in Bern muß gedruckt werden,

---

Aufsätzen der dießjährigen Alpenrosen ist das Malergespräch in den Alpen weitaus das beste. Heß ist excellent, wenn er erzählt, aber wenn er raisonnirt, nur halbwahr und kurzsichtig." Tagebuch, 27. Oktober 1821.

wo jener Hurenstyl[1]) zuerst aufgekommen und Gunst gefunden. Das wird aber den Burgdorfer, wenn er auch selbst ein solcher Kunsthändler ist, nicht hindern, sondern er wird dem Himmel danken, eine Erzählung von Ihrer Hand zu haben.

Zum Titel sollten Sie meines Erachtens: „Kunstgespräche in der Alpenhütte" wählen.

Ich erlaube mir jetzt noch ein paar beifällige Bemerkungen; z. B. hätte ich gewünscht, daß Sie dem Engländer nicht den lächerlichen Namen gegeben hätten, da er nichts Lächerliches in seinem Wesen hat, welches doch der Name erwarten läßt. Etwa Hotspur oder so Etwas.

Seite 20 bin ich nicht Ihrer Meinung über die Vorzüglichkeit der Wasserfarben vor den Oelfarben. Auch reichen meiner Meinung nach Hessen's Oelgemälde bei Weitem nicht an seine andern und frühern.

Seite 38. Welche Schweizertrachten sind alt? Ich glaube kaum, daß man hundertjährige finde. Z. B. zu Wilhelm Stettler's Zeiten trugen sich die Bernerbietler Mädchen viel anders als jetzt.

Seite 40. Plastische? Melkerinnen.

Sie bringen Alles zu einem friedlichen Ende und haben es so gemacht, daß kein Füchsli sich klagen darf.

Daß Wahrmund sagt: Wir Deutsche sind, gleich den Schweizern, offenherzige Leute, ist da, wo es gesagt ist, ganz recht; er muß es als ein Deutscher sagen, weil ein Deutscher selten eine etwas starke Wahrheit vorbringt, ohne sie mit dem Geständniß nationaler Offenherzigkeit zu versüßen. Es ist aber nicht wahr, daß sie offenherzig seien, Engländer und Franzosen sind es mehr. Treuherziger mögen sie sein, was auch die Schweizer sind. Doch dieß gehört nicht hieher. . . . . .

---

[1]) Vgl. S. 153 der Alpenrosen von 1822. Heß geißelt darin eine besondere Sorte Costümbilder, mit denen damals in verächtlicher Weise „Fremdenindustrie" getrieben wurde.

Heß an Hegner.

Zürich, 12. November 1823.

Sie haben meine Cousine Schweizer in Paris gekannt und von den sonderbaren Schicksalen ihres Mannes gehört. Ich habe Ihnen vor einigen Jahren gesagt, daß ich die Biographie dieser Verwandten schreiben wolle, und Sie hatten die Gefälligkeit, mir einen Beitrag dazu mitzutheilen. Ich bin mit meiner Arbeit schon lange fertig geworden, und das Buch ist seit Jahresfrist hie und da bei Freunden der Schwergeprüften liegen geblieben. Vor einigen Tagen erhielt ich es nun wieder, und sende es Ihnen zur Einsicht, in der Voraussetzung, daß es Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein möchte, mit diesen guten, exzentrischen Menschen näher bekannt zu werden. Vieles, zumal die Weitläufigkeiten bei Schilderung von Schweizer's Geschäftsverhältnissen, wird Ihnen lange Weile machen; das können Sie aber füglich überschlagen.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das schwere Paquet, über dessen Volumen Sie erschrecken werden, nicht franco schicke; es geschieht bloß, weil unfrankirte Sendungen sicherer abgegeben werden.

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. November 1823.

Sie haben, mein vortrefflicher Freund, mich höchlich mit Ihrer Sendung erfreut; das wird ein köstliches Mahl für mich sein, wie ich schon beim Herumsehen wahrgenommen habe.[2]) — Ich lese ohnehin Nichts lieber, als solche Biographien, besonders von Menschen, die mir schon durch Manches bekannt, das ich von ihnen vernommen (und dadurch) interessant geworden sind. Ich werde große Sorge dazu tragen

---

[1]) Vgl. Anmerkung zu S. 21.

[2]) „Gelesen in Hessen's Manuscript; recht gut und klar geschrieben, mit schöner Kunst zusammengefügt. Schweizer, ein verfehlter Weltverbesserer, weil er diese Verbesserung nur mit Geld und Moral bewirken wollte, ein verfehlter Speculant, der sein großes Vermögen in schlechtverstandenen merkantilischen

und es Ihnen, will's Gott, auf den Großen Rath wohlbehalten wieder überbringen.

Am Holbein arbeite ich Morgens und Abends, habe auch schon Vieles beisammen und hoffe, etwas Rechtes zu Stande zu bringen. — Verzeihen Sie die Eitelkeit! Die soll aber Jeder haben, der Etwas schreiben will.

Bleiben Sie weiters gewogen

Ihrem ergebensten

U. H.

Heß an Hegner.

(Ohne Datum.)

Theuerster Freund!

Sie lieben Auszüge aus Biographien und Notizen über Künstler und andere bedeutende Männer. Sie haben wahrscheinlich bei Lavater Wilh. Tischbein, den nachherigen Akademie-Direktor in Neapel, gekannt oder wenigstens viel von ihm dort gehört, und gewiß auch in Lavater's Tagebüchern von ihm gelesen.

Ich besitze Magdalenen's[1]) Bildniß von Tischbein[2]), verschiedene Zeichnungen und mehrere Briefe, die er theils aus der Schweiz, theils

---

Unternehmungen verschleuderte, sich Abenteurern Preis gab, sonst von großmüthiger Gesinnung." Tagebuch vom 20. Nov. 1823. „Schweizer war einer von Denen, die in der Bilanz der Weltgeschichte unserm Herrgott helfen wollen". 21. Nov. 1823. „Es gibt Leute (in Winterthur wie in Paris), die keine andere Empfindung an sich kommen lassen bei jeder neuen Erscheinung eines Menschen oder eines Vorfalls, als das Berechnen des Vortheils, den sie daraus ziehen können. Wo sich der nicht findet, da ist ihnen auch der Gegenstand gleichgültig. Nach dem Mehr oder Weniger dieser Kunst schätzen sie auch den Verstandeswerth Anderer So ein Mensch war Schweizer nicht, aber er fiel solchen unter die Hände " 24. Nov. 1823.

[1]) Magd. Schweizer, geb. Heß.

[2]) Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein, geb. zu Haynа 1751, gest. zu Eutin 1829. Vgl. „Aus meinem Leben" von J. H. W. Tischbein, herausgegeben von Dr. Carl G. W. Schiller. Braunschweig 1861. Auf S. 107—218 ist der Aufenthalt in Zürich einläßlich geschildert.

aus Italien an Schweizer schrieb. Wie nun mein Sohn in den Herbstferien eine Reise durch Holstein u. s. w. machen wollte, und mir zugleich anzeigte, daß er trachten möchte, den alten Maler Tischbein in Eutin, wo er sich jetzt aufhalte, kennen zu lernen, so fiel mir ein, ihm eine Art von Empfehlung an diesen Künstler mitzugeben, den ich in meinen Knabenjahren viel in meines Vaters Hause gesehen hatte und mir noch deutlich vorstellen konnte. Da ich mir aber sagte, daß er den kleinen Knaben, der ihm oft beim Zeichnen zugesehen, längst vergessen haben müßte, so rief ich ihm eine Menge Partikularitäten seines Aufenthaltes in Zürich in's Gedächtniß zurück und suchte durch solche Anklänge aus der Vergangenheit meinem Sohn eine gute Aufnahme zu verschaffen, indem ich zugleich einen von Tischbein an Schweizer geschriebenen Brief als Kreditiv beilegte.

Meine Absicht ward vollkommen erreicht, selbst jede Erwartung übertroffen und ich erhielt sogar einen Auszug aus Tischbein's in Zürich geführtem Tagebuch, das ich Ihnen, eben weil auch Sie ein Freund von solchen Notizen sind, zur Einsicht sende. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 1. Dezember 1823.

Sie wissen, was mir Freude macht, mein Lieber; das vergelte Ihnen Gott!

Der Brief von Ihrem Adolf hat mich für den Vater und den Sohn gefreut.

Tischbein's jugendlicher Enthusiasmus hat mich in alte Zeiten zurückgezaubert. In seiner Schilderung von Zürich ist mir der einfache chronikmäßige Styl aufgefallen, das Ungezierte, in dem nach meiner Ansicht die bleibendste Wahrheit für dergleichen Gegenstände liegt; so schrieb Aeneas Sylvius über Basel und ist noch immer lesenswerth.

---

[1]) „Das Beste an Schweizer's Frau war ein aufrichtiger Geist und ein reiner Sinn auch bei Fehltritten.“ Hegner's Tagebuch, 23. Nov. 1823.

Die heutige Schönmalerei reicht nicht an diesen Ton der Einfalt.

Ihr Leben des Schweizerischen Ehepaares ist ein psychologisches Meisterstück, so wahr und klar, so ruhig und schön auseinandergesetzt, daß es mir leid thun sollte, wenn dieser Genuß nicht dem Publikum durch den Druck kann mitgetheilt werden.

Sie haben damit und mit der unendlichen Mühe des Erlesens seiner Verwirrungen Ihr Dasein besser gerechtfertigt, als er mit seiner Civilisation. . . . . .

Winterthur, den 9. Juli 1826.

Mein theurer Freund! Unsere Briefe haben sich gekreuzt; indem ich Ihnen Kügelgen's Leben zurückschicke, dachten Sie meiner mit dem wohlgelungenen Bilde Ihres Verstorbenen[1]), und daß es gerade am 4. dieß, meinem Namenstag, geschah, machte mir das wehmüthige Geschenk doppelt angenehm. Hätte ich in Gais gemerkt, daß Ihr Adolf, dessen Gegenwart mir eine wahre Erfreuung war, schon so zur Kränklichkeit hinneigte, ich hätte ihm manchen anstrengenden Gang abzurathen gewußt. Wir wissen und merken oft so vieles nicht oder zu spät, am wenigsten von dem Räthsel der göttlichen Leitung. Vielleicht hat der Sohn sterben müssen, damit der Vater wieder gesund würde.

Ich habe dieß Jahr auch eine Nièce verloren, die voriges Jahr mit mir in Gais war und lange meine treue Begleiterin gewesen ist. Eine zarte Seele voll Liebe in einem unglücklichen Körper.

Gegenwärtig lese ich Jean Paul's Bücherschau, dessen Sublimität im Einzelnen mich entzückt, wenn ich auch sein Ganzes nie zusammenfassen kann. . . . . .

Winterthur, den 19. Juni 1827.

Hier, mein theurer Freund, endlich den Holbein[2]). Nimm ihn (ich kann das Du nicht länger zurückhalten, es hat schon lange herausgewollt),

---

[1]) Des am 13. Mai 1826 gestorbenen Sohnes Adolf.

[2]) Hans Holbein der Jüngere, Berlin, G. Reimer, 1827. Vgl. über diese Arbeit die treffenden Bemerkungen G. Meyer's v. Knonau im Zürcher Taschenbuch für 1879, S. 165.

nimm ihn mit Güte und Nachsicht auf; ich konnte es nicht anders machen, ich mußte manches Historische damit verbinden, doch habe ich alles weggelassen, was nicht einigen Bezug auf Holbein hatte. . . . . .

Heß an Hegner.

Beckenhof bei Zürich, 22. Juni 1827.

Theuerster! Zwei köstliche Geschenke haben mich auf einmal in einer sonst unerfreulichen Zeit inniglich erfreut: Holbein, den ich vorerst nur ansehen und aufschneiden konnte, und mehr noch als dieses Erzeugniß der Kunstliebe, der Wissenschaft und unermüdlichen Forschung, das trauliche Du, das meinem Herzen, das längst schon an dir, Edler, hing, so wohl und doppelt wohl thut, da ich in schweren Prüfungen mich immer mehr vereinzelt finde. Dieses freundliche Du rückt uns einander näher und scheint mir die vier Wegstunden zwischen unsern Wohnplätzen um 15 Viertelstunden abgekürzt zu haben. Ich könnte noch viel darüber sagen, aber nur das Eine noch: über Alles in der Welt geht mir jede Regung von Wohlwollen und Vertrauen. . . . . .

Usteri[1]) hat uns Allen Angst gemacht, nicht blos weil es schien, daß er uns ganz entrückt werden sollte, sondern weil das noch Traurigere zu befürchten schien, „er möchte sich selbst überleben!“ Das traurigste aller Loose! Jetzt aber beginne ich zu hoffen, er werde in dem schönen Rapperswil, wo er eine Sauerwasserkur trinken soll, sich ganz, oder doch leidlich wieder erholen. — Es ist doch sonderbar, wie oft die Epoche des siebenmal neunten Stufenjahres — etwas vor oder nach dessen Eintreten — uns Männer erschüttert, wenn es unserm irdischen Leben nicht eben gerade ein Ende macht. . . . . .

---

[1]) Martin Usteri starb in Rapperswil am 29. Juni, also wenige Tage nach Abgang des Briefes.

Hegner an Heß.

Winterthur, 13. August 1827.

Deine zwei Briefe, mein Liebster, haben mir in Gais das Leben versüßt, und dein Wiedersehen in Zürich hat mich erquickt, weil ich die Besserung deiner Gesundheit wahrgenommen. — Daß du meinem HH. deinen Beifall nicht versagtest und über seine Schwächen freundlich hinweggegangen, that mir sehr wohl. — In Gais habe ich nach meiner Art einen vergnügten Aufenthalt gehabt, wiewohl ich nicht viel anders that, als auf den Bänken vor den Häusern herumsitzen und die Gesellschaft Revue passiren zu lassen, zwar nicht nach meinem Kommando, Gott bewahre! sondern nach derselben eigenen Willkür, welches für einen, der kein gesellschaftlicher Mensch ist und keine Rolle mitspielen will, die beste Unterhaltung ist.

Wirklich bin ich sehr froh, den Holbein vollendet zu haben und werde schwerlich mehr etwas von bedeutendem Umfange unternehmen. Wäre ich ein reicher Engländer, so hätte ich noch die Köpfe des Erasmus, Morus, Ammerbachs und Frobens von Amsler oder einem Seinesgleichen dazu stechen lassen. Lips hat sich allerdings gut gehalten, nur hat der Stich etwas Kaltes, und die Miene etwas philistrisches, das im Original nicht ist.

Mit Reimer stehe ich jetzt wirklich in Unterhandlung wegen der Opera omnia, ich werde viel daran zu flicken finden. . . . . .

Was du bei Anlaß des sel. Usteri von dem Stufenjahre sagst, stimmt vollkommen mit meinem Glauben und meiner Erfahrung überein. In meiner Bekanntschaft und Verwandtschaft habe ich die fatale Wirkung dieses nämlichen Zeitpunktes oft wahrgenommen und bin, als ich einmal letzte Worte der Sterbenden sammelte, noch mehr davon überzeugt worden.

Mich nimmt Wunder, wie es mit unseres Freundes Kunstnachlaß gehe; er besaß eine unendliche Menge seltener alter Sachen. Ueber seinen

poetischen Nachlaß wirst, will's Gott, du walten; du bist der einzige Mann dazu, damit deinem Freunde und dir selbst ein bleibendes Ehrendenkmal zu stiften. Nur vergiß darüber deine eigenen **mémoires** nicht, wovon du in deinem letzten Brief ein Wort hast fallen lassen. Deine Geschichte Schweizers aus Paris beweist mir, daß du ein Meister in diesem Fache bist. Gott zum Gruß!

Dein getreuer U. H.

Heß an Hegner.

Tübingen, 24. August 1827.

. . . . . Usteri's artistischer und literarischer Nachlaß wird von seinen Verwandten als ein Heiligthum in Ehren gehalten; Alles, was von der Art vorhanden war, wurde von ökonomischen und andern Gegenständen sorgfältig gesondert, in ein eigenes Zimmer unter Schlüssel gebracht und der Zutritt in diesen kleinen Tempel der Musen und Grazien ist mir bei meiner Rückkehr versprochen. Was ich dann, von gutem Rathe treuer Freunde unterstützt, wobei ich auch auf den deinigen zähle, werde thun können, hängt von meinen körperlichen Umständen ab. An gutem Willen fehlt es mir nicht, wohl aber an Kraft. . . . . .

Zürich, 2. Dezember 1827.

. . . . . Auch meiner Frau geht es im Ganzen weit besser, als vorigen Winter, nur daß sie seit der rauhen Witterung ihre Beschwerde im Hals vermehrt fühlt, was ihr aber Uhland[1]) voraussagte, mit der beruhigenden Zusicherung, dieser unausweichliche Rückfall werde, bei gehörig beobachteter Vorsicht, keine schlimmen

---

[1]) Oberamtsphysicus Dr. Uhland in Tübingen, den Heß in den Jahren 1827 und 1828 nicht ohne Erfolg für das Halsleiden seiner Frau und seine eigenen hartnäckigen Beschwerden consultirte.

Folgen haben. Seine ganze Behandlung ihrer Umstände ist das Resultat langjähriger Erfahrung, seltener Kenntnisse und eines Scharfblickes, der wenigen Menschen zu Theil ward. — Ich habe von Jugend auf viel Verkehr mit Aerzten, selbst mit den berühmtern, wie Zimmermann, Monhard u. s. w. gehabt, aber ein solches Ideal eines Heilkünstlers und Beobachters, wie Uhland, ist mir noch nie vorgekommen. Und doch ist er nur im Badischen bekannt, weit mehr als in Württemberg, wo er als Oberamts-Physikus mehr mit Landleuten als Großstädtern verkehrt, aber auch von denjenigen, die er besorgt, angebetet wird. Würde er schriftstellern, wie Authenriedt oder andere dieses Kalibers, dann freilich würde er als Stern erster Größe gelten; allein er handelt lieber, als er schreibt. Dabei ist seine Persönlichkeit so liebenswürdig, als seine Kunst umfangreich, und wem er einmal seine Sorgfalt widmet, der hat sich einer Besserung zu erfreuen, die sich bis auf's geringste Detail erstreckt und auch auf die Seele wirken muß. Es ist kaum begreiflich, was der 69jährige Mann noch leisten kann. Auf jeden unserer Briefe erfolgt immer innerhalb weniger Tage Antwort und so klar und einfach und doch so tief eingreifend, daß auch nichts zu wünschen übrig bleibt. . . . . .

Beiläufig hörte ich, Matthisson sei ganz abgestumpft und schwach, und zwar zum Theil, weil er trinkt und nicht etwa blos für den Durst, sondern zu verschiedenen Stunden, wo er sich einriegelt und dann aus einem Kasten fremde starke Weine herausholt, um ganz allein zu schlürfen. Welchen sonderbaren Verirrungen sind auch die geistreichsten Menschen ausgesetzt! . . . . . .

Du wirst dich wundern, wenn ich dir sage, daß ich bis jetzt noch keine Zeile und kein einziges gezeichnetes Blättchen von Usteri's Hand zu Gesichte bekommen und doch den ganzen Tag mit seinem Nachlaß beschäftigt bin. Seine Leute hatten mich nämlich gebeten, nachdem seine Bibliothek, die 2765 Nummern enthält, katalogisirt worden und wahrscheinlich auf die hiesige Stadtbibliothek kömmt, auch ein Verzeichniß seiner Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w. aufzunehmen. Ich verstand mich gern dazu und wollte diese Arbeit erst beseitigen, bevor ich in's Heiligthum

seines eigenen Kunstlebens trete, zumal ich viel dabei lernen konnte. — Ich fing, nachdem die Herbstgeschäfte und Martinimäklereien beseitigt waren, vor 14 Tagen damit an, sah aber nun zu spät ein, was ich mir auf den Hals geladen. Usteri hatte schon von seinem Vater und Oheim Heinrich viel Kunstwerke geerbt und noch vorweg angeschafft, was ihm in den Wurf kam. Da er aber bei der größten Ordnungsliebe nie Zeit fand, seine reichhaltige Sammlung zu ordnen, so legte er Alles nur vorweg ad acta und so werden mir eine Menge Portefeuilles zugeschleppt, welche wie Felleisen ganz vollgestopft sind und ohne alle Ordnung die heterogensten Sachen, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes enthalten. Im Anfang glaubte ich das Chaos im Thalegg entwirren zu können, da ich aber dort keine gehörige Einrichtung zu einer solchen herkulischen Arbeit fand, so nehme ich nun ganze Ladungen mit heim und erlese und söndere in einem eigenen Zimmer, auf einem großen Glättetisch, gerade so wie du es mir anriethest mit Usteris eigenen Sachen zu thun, und wie ich es auch im Sinne habe; das gibt mir aber unsäglich viel Mühe. Im Thalegg selbst, wenn ich wieder eine Ladung abhole, hilft mir der gute, alte Füßli, wo meine Unerfahrenheit etwa ansteht; aber auch er kennt Manches, besonders die vielen steinalten Holzschnitte nicht genug, um mir überall Licht zu geben, und wo keine Monogramme selbst mit der Loupe nicht zu finden sind, stehe ich oft mit dem ehrlichen Christ[1]) in der Hand, am Berg. Ich habe mir aber doch in den Kopf gesetzt, eine gewisse Ordnung hineinzubringen, um eine deutliche, klare Uebersicht des Ganzen zu gestalten. Es wird aber lange Zeit währen, denn in den zwei Wochen, die ich damit zugebracht, habe ich etwa anderthalbtausend Blätter rubrizirt und aufgeschrieben und kaum den vierten Theil hinter mir. So lebe ich denn unter Lukas von Leyden, Sebald Beham, Virgilius Solis, Albrecht Dürer, Jost Ammann, Israel von Mecheln, Goltius, Sadeler und kleinen und großen Meistern, von deren Pro-

---

[1]) Joh. Friedr. Christ. Anzeige und Auslegung der Monogrammatum Leipzig, 1747.

dukten mir der Kopf raucht. Nur keinen Holbein hab' ich noch angetroffen, zu meiner Verwunderung. Zwar trägt ein altes Blättchen, Delila, wie sie dem Simson die Haare abschneidet, ein HB. in der Ecke; ich kann aber nicht glauben, daß es von deinem Helden sei, theils weil es mir nicht gut genug scheint, theils weil sein gewöhnliches Monogramm ein H. H. war. Es ist, wie die Studenten sagen, ein verzweifeltes Pech, daß du in Winterthur wohnest und nicht in Zürich, weil du mir am Besten mit Rath und That an die Hand gehen könntest, und wahrscheinlich bei deiner Kunstliebe und Kenntniß selbst Vergnügen daran fändest, die traulichen, gemüthlichen alten Meister zu handhaben. Ich hoffe mich aber doch durchzuschlagen, um so mehr, weil ich mir dadurch eine Art von Verdienst bei den Usteri'schen erwerbe und dann um so freier nach überstandener Mühe über Usteri's eigene Erzeugnisse schalten darf. Ich freue mich wie ein Kind auf die Zeit, wo ich das Produkt seines ganzens Lebens vor Augen haben werde, wenn ich endlich per aspera ad astra komme. Die Mühe scheue ich eigentlich nicht und habe von jeher gerne das schwarze Brod früher als das weiße verzehren mögen, weil dieses dann doppelt gut schmeckt. Alles, was Usteri geschrieben und an Zeichnungen hinterlassen, soll aufgezeichnet werden; es wird ein erstaunenswürdiges Verzeichniß geben, denn er hat unsäglich viel gearbeitet. Einstweilen schicke ich dir hier ein Dutzend Kinderlieder zur Einsicht, die er vorigen Winter während seiner Krankheit für mein kleines Enkelein gedichtet. Es ist keines dabei, das in seiner Naivität nicht einen besonderen Werth hätte. Wann du sie gelesen, so schicke sie mir wieder hieher zurück.

Ich erschrecke, daß ich so prolix geworden und so entsetzlich gesudelt habe, was ich mir über meine Krankheit, wo ich halb liegend schreiben mußte, angewöhnt habe.

Ich schließe mit den herzlichsten Grüßen und bleibe bis an's Ende dein treu ergebenster D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 5. Dezember 1827.

Du weißt, was mir Freude macht, Lieber, und hast es durch Mittheilung der Usteri'schen Kinderlieder bewiesen. Seine Kinderliebe war originell, naiv, wie die Kindheit selbst, und sinnig wie das ausgebildete Alter. Wir haben sie zu Hause en famille vorgelesen und uns ihrer erfreut. Besonders gefiel uns der Storch, unvergleichlich als poetisches Gemälde, als humoristische Darstellung und als vortreffliche Lehre. Auch der Umzug ist ganz nach der Natur gemalt, man sieht Alles lebendig vor sich, und so noch manches, ja Alles. Habe Dank!

Um die Holzschnitte beneide ich dich. Aber mit Christen allein wirst du nicht ganz zurecht kommen. Du solltest Brülliot haben und Heller's Geschichte der Holzschneidekunst. Erstern habe ich nicht, Heller ist, so viel ich weiß, auf der Wasserkirche, wo nicht, so kann ich ihn dir leihen.

Was du von M. schreibst, thut mir leid. Zwar konnte ich sein Gesicht nie recht mit seinem feinen Tone reimen; wessen er in der großen Welt zu viel that durch raffinirte Manieren, das büßt er in seiner kleinen durch das andere Extrem, durch grobe Sinnlichkeit.

Was sagst du zu Wessenberg's christlichen Bildern?

Ich muß enden. Wie immer dein U. H.

Winterthur, 1. Januar 1828.

. . . . . Welch' einen herrlichen Abschied nahm gestern das Jahr! Ich ging nach dem Nachtessen noch lange außer dem Thore spazieren in der feierlichen Stille und dem prächtigsten Mondlicht, das ich je gesehen. Kein Wind regte sich und die Kälte war so gelind, daß wir sie nicht spürten; freudige Neujahrsschüsse aus der Nähe und Ferne drangen zuweilen durch die einsame Nacht. Ich hätte nur noch ein fernes Waldhorn hören mögen, um ganz

glücklich zu sein. Alles Gute zum neuen Jahre, dir und den lieben deinigen, denen ich mich höflich zu empfehlen bitte. Dein

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, Sonntag 6. Januar 1828.

. . . . . Also auch auf dich übt das Waldhorn einen besondern Zauber aus! Ich erinnere mich aus früher Jugend an eine Mondnacht, wo Alles stille war, dann aber aus dämmernder Ferne Waldhorntöne zu mir herüber schollen — in den Intervallen rauschten Limmat und Sihl durch einander und bellte etwa einzig noch ein wacher Hund — die dadurch in mir erregten Empfindungen prägten sich mir so tief ein, daß ich sie nie vergessen kann, und noch jetzt im Nachgenuß derselben schwelge. Man soll mit dem anatomischen Messer nicht Alles zergliedern wollen, und doch könnte es interessant werden, zu analysiren und auszumitteln, wie und warum gewisse Töne, Düfte, Farben, Luftbeleuchtungen durch das Medium der Sinne so magisch auf das Gemüth wirken. Es ist gewiß nicht Alles sinnlich dabei.

Du sammelst charakteristische Züge von Sterbenden. Ich gebe dir hier einen Beitrag, dem ich aber noch Einiges aus dem Leben meines theuren väterlichen Freundes Hirzel[1]) muß vorangehen lassen. Du weißt, daß er heute vor acht Tagen gestorben ist. Die Zürcher Zeitung hat es auch mit einem hölzernen Nekrolog angezeigt. Was dieser Mann war, können nur diejenigen wissen, die ihn lange genug kannten, um ihn, zumal in den letzten 20 Jahren, genau zu beobachten. In seinem Innern

---

[1]) Ueber Seckelmeister Hans Caspar Hirzel, geb. 1746, vgl. den eingehenden Artikel G. Meyer's v. Knonau in der Allg. Deutschen Biographie. In den Jahren 1802 und 1803 war Hirzel redlich bestrebt, die Auffassung der alten Zeit, der seine Sympathien gehörten, den neuen Bedürfnissen anzupassen, und es ist daher das nachfolgende Prädikat eines „entschiedenen Aristokraten" nicht im gewöhnlichsten Sinne aufzufassen.

glühte ein Vulkan, dessen Ausbrüche er aber immer zu dämpfen trachtete, und sich deßwegen angewöhnte, so auffallend langsam zu sprechen. In unsern öffentlichen Geschäften war er ein entschiedener Aristokrat, was ihm auch 1802 die lange Einkerkerung in Aarburg zuzog. Weil er sich genug kannte und wußte, daß er 1803 die nämlichen Grundsätze behaupten würde, lehnte er allen ferneren Antheil an Regierungsgeschäften beharrlich ab und zog sich in selbstgewählte Einsamkeit zurück, aber nicht, um träger Ruhe zu pflegen, sondern um nun erst mit Muße sich selbst auf einen höhern Grad von Bildung zu erheben. Er las Alles, was nur immer Bedeutendes erschien, machte aus jedem Buch, das ihn ansprach, gediegene Auszüge, hörte noch die akustischen und mnemonischen Vorträge von Chladny und Finaigle — und schrieb Alles nach seiner Weise auf. Er dachte aber noch weit mehr, als er las. Sein Streben ging nach vollkommener Unabhängigkeit des Geistes vom Körper und den äußeren Verhältnissen und nach immerwährend fortschreitender Geistesentwicklung und Vervollkommnung bis zum Uebertritt in ein anderes Leben. Dadurch erhob er sich zu einer weit höhern Ansicht der Weltereignisse und des Lebens, als in seinen früheren Jahren, wobei sich Philosophie und ächt religiöse Frömmigkeit die Waage hielten. Dabei wurde er immer milder in seinen Urtheilen. Man konnte keine Viertelstunde mit ihm sprechen, ohne von der gewöhnlichen Heerstraße auf einen Standpunkt höherer Anschauung zu gelangen. Seine liebsten Gegenstände der Unterhaltung waren die neueste Weltgeschichte in Bezug auf Bildung des Menschengeschlechts und über seine Erwartungen von einem künftigen Leben. Um sich, wenn auch in kleinem Kreise, noch nützlich zu machen, gab er täglich seinen vielen Enkeln, theils hier, theils in Speicher, wo er alle Sommer fünf Monate zubrachte, Unterricht in der Mathematik, Algebra und Moral. Um sein Gedächtniß in beständiger Uebung zu erhalten, lernte er alle Morgen früh irgend eine Liederstrophe oder etwas auswendig. Er fürchtete nichts so sehr, als die Abhängigkeit des schwächeren Alters und wünschte schon seit Jahren seine Auflösung. Am Weihnachtstage ward er, wie es schien, von einem Flußfieber be-

fallen, das ihn aber ungewöhnlich ermattete. Am Tage vor seinem Tode besuchte ich ihn, da sagte er mir, er habe gehofft, es gehe mit ihm zu Ende, da ihn aber die Krankheit innerlich etwas ungeduldig gemacht, so sehe er nun ein, daß er für eine bessere Welt noch nicht reif sei, und sich vorerst noch in der Geduld üben müsse. Ich hoffte ihn noch oft zu sehen. Am nämlichen Abend unterhielt er sich noch mit seinem Sohne sehr angelegentlich über die Verhältnisse Griechenlands, legte sich dann etwas früher als sonst zu Bette und litt durchaus nicht, daß Jemand bei ihm wache. Er wollte sich nicht einmal ein Nachtlicht geben lassen. Nun aber hatte er eine sehr unruhige Nacht und schlief keinen Augenblick. Seiner großen Schwäche ungeachtet, raffte er sich am Morgen noch allein vom Lager auf, kleidete sich selbst an und setzte sich in seinen Lehnstuhl. Gegen Mittag nahmen seine Kräfte so bedeutend ab, daß er zu seiner Sohnsfrau sagte, so sehr er längst zu sterben gewünscht, so möchte er doch noch bis gegen das Ende der Woche leben, um — den jungen Leuten (seinen Enkeln) die Neujahrsfreuden nicht zu verderben.

Nachmittags, wie seine Tochter Esther ihn bewogen, sich zu Bette zu legen und neben ihm saß, sagte er zu ihr, er könne die äußern Gegenstände nicht mehr so genau unterscheiden wie früher, auch wirke alles von Außen nicht mehr so lebhaft auf ihn, dagegen spüre er deutlicher und sehe gleichsam im Innern seines Körpers die Auflösung aller Säfte.

Nun kommt, was ich dir eigentlich besonders mittheilen wollte.

Vor etwa einem Jahr hatte er mit dem jungen Dr. Rahn, dem Manne einer seiner Enkelinnen, über den Zustand des Geistes beim Sterben gesprochen, der bei einigen noch in diesem wichtigen Zeitpunkt seine volle Kraft erhalten könne, bei andern aber durch den körperlichen Auflösungsprozeß unterdrückt werde und sich geäußert, es wäre doch merkwürdig, darüber Beobachtungen an sich selber zu machen. —

Nun — etwa $1^1/_2$ Stunden, nachdem er sich zu Bette gelegt, ließ er sich das erste beste Buch geben, legte es neben sich, schlug es dann von Zeit zu Zeit auf, und las, um zu beobachten, ob ein Sterbender noch den Sinn einiger zusammenhängender Sätze

verstehen könne. Ob er befriedigt ward, konnte er nicht mehr aussprechen, lächelte aber die Umstehenden sehr befriedigt an.

Etwa $^3/_4$ Stunden nach dem letzten Leseversuch löschte sein irdisches Lebenslicht sanft aus.

Wie Mancher mag von dem Anstoß an der Schwelle zwischen hier und dort ganz betäubt werden, bis er hinüber ist und sich jenseits nach und nach wieder erkennt!

Dieser herrliche Christ aber schwebte, sich immer gleich und selbstbeherrschend, sanft über die Grenze und wird nun erst aufleben und leuchten, seitdem er von allen körperlichen Einflüssen befreit ist. . . . . .

Zürich, den 11. Februar 1828.

Ich danke dir, mein theurer Freund, für deinen Brief vom 21. Januar. Seither habe ich viel gearbeitet, und war auch, zur Abwechslung, wieder einmal krank von einer Erkältung, die mir Schnuppen, Krampfhusten und Flußfieber zuzog und dabei auch mein altes Uebel wieder aufregte. Jetzt geht es wieder besser, doch hab' ich noch Stubenarrest. — Dabei wird aber meine Arbeit befördert, und ich sehe allmählig dem Schluß entgegen. Die Holzschnitte machen mir am Meisten zu schaffen, weil ich nicht Kenntniß genug davon habe, um sie gehörig einzutheilen.

Ein ungeheures Muster davon sende ich dir hier, mit der Bitte, mich womöglich darüber zu belehren. Ich weiß gar nicht, welchen Namen ich diesem Stammbaum geben soll, der von Chlodwig dem Großen ausgeht und in seinen Aesten und Verzweigungen so viel fürstliche Geschlechter getrieben hat. — Könntest du mir vielleicht sagen, zu welchem Zweck diese ungeheure Arbeit wohl gemacht wurde, wer der Caspar Ulrich von Zürich gewesen, der diesen Stammbaum anno 1680 erneuerte? ob er denselben selbst in Holz geschnitten? Wahrscheinlich nicht, denn unten am Bord des Scheines steht ein Monogramm[1]), das ich nicht entziffern kann und

[1]) Die ineinandergreifenden Buchstaben **HVB**, von Hegner als Hans Bocksberger gedeutet.

wahrscheinlich das des Holzschneiders ist. Kunstwerth hat die Sache keinen, ist aber von solchem Umfang, daß die Kenner ohne Zweifel mehr davon wissen als ich, der ich ein eingefleischter Troglodit in genealogisch-heraldisch-historischen Wissenschaften bin.

Unter den Curiositäten, die Usteri, der Himmel weiß woher, zusammen zu treiben wußte, befinden sich auch höchst jämmerlich zugerichtete Bruchstücke einer ungeheuer großen satyrischen, freilich ganz schlechten Composition in Form einer Landkarte. Oben steht mit großen Buchstaben der Titel: MAPPE MONDE PAPISTIQUE. Die Einfassung besteht aus einem ungeheuren, mit Zähnen besetzten Rachen, in welchem die Landkarte angebracht ist, worin aller mögliche päpstliche Unfug getrieben wird. . . . . .
Das Ganze mochte wohl so groß sein, wie die Scheuchzerische Karte; es fehlt aber fast ein dritter Theil davon, ist alles in Fetzen und auf halb verschimmeltem altem Tuch aufgezogen — wahrer Mist, und doch eine Seltenheit aus der Reformations-Epoche, wahrscheinlich von einem Hugenotten. — Hast du wohl von diesem sonderbaren Ding schon etwas gesehen, gehört oder gelesen?

Eine Menge solchen Zeuges, ohne den geringsten Kunstwerth, aber historisch werth nicht wegzuwerfen, als Krönungszüge, Friedensverhandlungen, Leichenbegängnisse, Leichenausstellungen, Lustfeuerwerke, politische Carricaturen aus der Vorzeit, Costüme, alte Kirchen, Grabmäler, Inschriften, Waffen ꝛc. ꝛc., wovon im Ganzen gegen 400 Stücke vorhanden sind, mitunter Riemen von 28 Fuß Länge — das Meiste freilich in schlimmem Zustande, sammle und vereinige ich unter der Rubrik von Curiositäten.

Dieses Alles, nebst vielen Büchlein aus alter Zeit, mitunter treffliche Holzschnitte und Kupferstiche, gehört mit zur Sammlung, als Anhang. Mit den eigentlichen Kupferwerken, die alle aufgeschrieben sind, wäre ich fertig bis an's Einräumen, was freilich noch manchen Tag kosten wird. Zu guter Letzt fand ich noch prächtige Werke von Drevet, von den Audran und Cochins, von Jb. Frei nach den größten Italienern, alles in kolossa-

lem Format, so daß meine Tische bald nicht mehr groß genug waren, aber Alles war durcheinander, und Usteri kann unmöglich Genuß davon gehabt haben, weil ohne Nummern und ein ordentliches Verzeichniß nichts zu finden gewesen wäre. Hätte ich früher nur eine Ahnung davon gehabt, daß er einen solchen Reichthum von Sachen besessen, die er in Ordnung zu bringen und schau- und brauchbar zu machen keine Zeit erübrigen konnte, ich hätte schon vor zehn Jahren mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihm Alles in Ordnung zu bringen, was unter seiner Leitung viel leichter gewesen wäre und ich auch weit lieber gethan hätte, als jetzt, wo es blos geschieht, um diesen Schatz feil zu bieten. Die Birmannische Kunsthandlung hat Absichten darauf; ob sie aber nicht darüber erschrecken, wenn sie die Menge sehen, steht dahin. Mit dem Schätzen und dem Verschachern mag ich nichts zu schaffen haben und werde das Andern überlassen.

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. Februar 1828.

Von diesen Holzschnitten weiß ich wenig mehr zu sagen, als was dir schon bekannt ist. Man könnte sie betiteln: Joan Heralds Clodoveischer Stammbaum Europäischer Fürsten, 1525. Dieser Herald war ein deutscher Gelehrter aus Hochstett, der sich in Basel niedergelassen. Wahrscheinlich hat der (auch Füßli) unbekannte Kaspar Ulrich die Holzstöcke wieder 1680 abdrucken lassen und den Rand hinzugepfuscht.

. . . . . Ich habe letzthin von Herrn Schultheß im Lindengarten ein kleines Conchilienkabinet für unsere Stadtbibliothek gekauft, das mir, will's Gott, künftigen Sommer viel zu thun geben wird. Ordnen und nachschlagen ist mein Vergnügen. Wenn ich nichts schreibe, muß ich ordnen, denn bloßes Lesen macht mich dumm. . . . . .

Winterthur, 2. März 1828.

Meyer v. Kn. ist wegen Rheinau nicht gut auf mich zu sprechen. Ein Kloster ist ihm ein Greuel, und da ich ihm geschrieben, daß ich,

wenn ich der Vigilien-Gebete und noch anderer Ceremonien enthoben sein könnte und meine häusliche Lage nicht hinderlich wäre, aus Liebe zur Einsamkeit noch selbst einen solchen Ort der Abgeschiedenheit suchen würde, so sieht er mich wohl gar, wo nicht für einen Katholiken, wofür mich Gott bewahre, doch für einen Obscuranten an.

Vielleicht, es ist aber ein sehr zufälliges vielleicht, gehe ich diesen Sommer noch einmal nach Teinach, um des mir so wohlthuenden Wassers und einer Freundin vom Gefolge der alten Königin wegen, wo es mir dann ein Jubel wäre, dich in Tübingen anzutreffen.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Ich umarme dich im Geist.

Dein

U. H.

Winterthur, 12. Mai 1828.

Es werden dießmal wohl wenig Zürcher nach Zofingen gegangen sein. Mit Usteri hat die Gesellschaft oder der Verein, wie man jetzt sagen muß, der aber nur wenig vereinigt, einen tödtlichen Stoß erlitten; wer wird seine gesellschaftliche Gemüthlichkeit ersetzen? Es war ihm nicht um methodisches Aufsehenmachen zu thun, sondern um joviales Beisammensein. . . . . .

Heß an Hegner.

Beckenhof, 14. Mai 1828.

. . . . . Da mir Alles, wie gesagt, so sauer und schwer wird, vermochte ich erst gegen Mitte April mich aus dem in's Reine gebrachte Chaos der Usteri'schen Kupferstichsammlung zu retten und dieselbe wieder abzugeben. Da sie nun im Thaleck schaubar aufgestellt ist, Birmann aber, der Anfangs Lust zur Uebernahme zeigte, seit er aber den Katalogus erhalten, nunmehr vor dem Quantum zu erschrecken scheint und nicht einmal von Zofingen herkommen wollte, um sie in Augenschein zu nehmen, so bedaure ich es,

den stillen Winter diesem Geschäft geopfert und nicht lieber dem befriedigendern Geschäft, Usteri's eigene Arbeiten zu ordnen, gewidmet zu haben. Ich sammle jetzt, so viel es mir meine Abhängigkeit gestattet, Notizen über ihn, um in Tübingen vielleicht etwas zu schreiben, von dem ich aber noch nicht weiß, wie ich es werde gestalten können. . . . .

Von Zürich sind eilf Künstler und Kunstfreunde in Zofingen gewesen, die sich aber in verschiedenen unzusammenhängenden Abtheilungen hinbegaben. Du hast wohl recht; Usteri war der Verbindungspunkt und die Seele der allgemeinen und besondern Künstlergesellschaft und seit er heimgegangen, ist Alles schwankend und unsicher geworden. Das empfand ich lebhaft, als ich vorgestern — die Gesellschaft versammelt sich jetzt am Montag bei Bär an der Unterstraß in meiner Nachbarschaft, weil unser Haus im Berg geschlissen wird — seit vier Jahren zum erstenmal wieder hinkam. Ich wollte früher nicht hingehen, weil ich wußte, wie Usteri mir in dem bekannten Lokal mangeln würde; aber auch hier in dem ungewohnten ward mir beinahe unheimlich ohne ihn, wozu noch der Umstand beitrug, daß ich seit vier Jahren alle Gesichter so bedeutend gealtert und daneben viel neue fand.

„Es blüht eine Zeit und verwelket!" — — —

. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, den 23. Mai 1828.

Um der bessern Ordnung willen schicke ich dir, lieber Heß, den Katalog zurück; es ist so besser, als wenn er bei mir liegen bliebe. Ich kann wohl begreifen, daß Birmann nicht eintreten wollte, es ist keine Sammlung zur Ostentation, wie sie reiche Liebhaber verlangen. Usteri sammelte nach seinem Geschmack und Bedürfniß, ohne auf brillante Modenstücke oder komplete Werke zu sehen. Es sind übrigens vortreffliche Sachen, große und kleine, viel seltenes und ich danke recht schön für die gefällige Mittheilung; du hast wahrlich große Arbeit gehabt. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 7. August 1828.

. . . . . Dergleichen Episoden[1]) gehören auch nicht zu den heilsamen Einflüssen auf eine gestörte Gesundheit, allerlei anderer Störungen nicht zu gedenken. In meiner gegenwärtigen Stimmung wäre ich noch gar nicht fähig, die Usteri'schen Sachen vorzunehmen. Indessen ließ ich mir doch einige Manuskripte heimgeben, unter andern die Geschichten der Wappen im Steinhauserker, seine letzte Arbeit, und entdeckte mit Schrecken, daß die letzte, von welcher er mir selbst gesagt, sie sei vollendet und nur noch nicht aus der Kladde in's Reine geschrieben, abhanden gekommen[2]). Ich ließ Alles durchsuchen, aber keine Spur mehr davon. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine immer halb wahnsinnige Frau in Rapperswil, wo er diese Arbeit ganz vollenden wollte und es nicht mehr vermochte, nach ihrer Art in seinen Papieren gewühlt, auf Gerathewohl ein paar Bogen herausgerissen und der Himmel weiß wozu verwendet hat. So bleibt wohl sein letztes Werk und Geisteserzeugniß und eines der lieblichsten, Fragment, was man sich gefallen lassen müßte, wenn er es nicht wirklich vollendet und die Vollendung nicht so heillos verschleudert worden wäre. Ich bin darüber so ärgerlich, daß mich bei dem bloßen Gedanken daran aller Muth verläßt, das Unternehmen zu beginnen, weil der Schlußstein gebrochen ist.

Wohl dir, daß du in deiner stillen Klause von Sorgen unangefochten den Kindern deiner heitern Laune die letzte Politur gibst, um sie ausgehen zu lassen in alle Welt, wo sie überall Freunde finden und Freude bereiten werden!

Gott erhalte dich noch lange so wie du bist. Ich grüße dich und die Deinigen von Herzen. Dein D. H.

---

[1]) Eine eben in seine Dienste getretene Magd war geisteskrank geworden, während die Hausfrau einen Badeaufenthalt machte.

[2]) Die Erzählung ist in der That unvollendet geblieben. Vgl. die bez. Bemerkung von D. H. in Usteri's Dichtungen, III., S. 154.

Zürich, Abends 19. Dezember 1828.

Ich hoffe, mein theurer Freund, du mögest glücklich wieder in deinem Frieden eingetroffen sein. Die Stunden, die du mir geschenkt, sind mir nur zu schnell verflossen und wie du mich verlassen, fiel es mir auf's Herz, daß wir nicht an dem gleichen Orte wohnen. Es ist mir immer wohl bei dir. Der Kreis meiner Umgebungen wird immer kleiner und die Zahl derjenigen, bei welchen mir ganz gemüthlich ist, war ohnehin von jeher nicht groß; desto mehr muß es mir leid thun, von den Wenigen noch die Meisten ferne von mir zu wissen und mich nur als Ausnahme zur Seltenheit ihres persönlichen Umganges erfreuen zu können.

Hier sende ich dir die beiden Usteri'schen Dichtungen. Wenn nur die kleine Schrift deine Augen nicht ermüdet. Sage mir doch, wenn du sie gelesen und im Detail beurtheilt, an welchen Stellen das Versmaß etwa einiger Nachhülfe bedürfte; wolltest du gar andere und verbesserte Lesarten vorschlagen, so wäre mir das eine große Beruhigung, denn ich selbst getraue mich kaum, die Hand an Usteri's Poesie zu legen mit meinem stumpfen Messer.

Dann streiche mir auch die Stellen im Lesen an, oder mache auf einem eigenen Blättchen mit Hinweisung auf die Seitenzahl ein NB., wo etwa eine Erklärung über Oertlichkeiten oder wirkliche Personen für das ausländische Publikum nöthig wäre — zu oft möchte ich dergleichen nicht anbringen; sage mir auch, ob ein Glossarium sehr in's Detail gehen müßte, oder ob ich nur bei den für Deutsche ganz unverständlichen erzzürcherischen Worten und Redensarten Erläuterungen geben soll.

Auch getauft sollten die zwei namenlosen Kinder noch werden. Was rathest du dazu, wenn du Pathenstelle vertreten willst?

1. Heiri.
2. Vikari.

Endlich bin ich auch noch um einen Titel für sämmtliche Usteri'sche Schriften in Versen und Prosa verlegen. Ich meinte zuerst, er könnte so gegeben werden:

Geistesblüthen und Früchte von J. M. U.

Gesammelt nach seinem Tode.

Das klingt mir aber etwas geziert und paßt nicht zu seiner persönlichen und in allen seinen Produkten unverkennbaren Anspruchslosigkeit.

Eine Menge andere Titelformen wollen mir auch nicht zusagen; auch nicht das „gesammelt nach seinem Tode". Unter Tod denken wir uns weniger das bloße Erstarren des Körpers, sondern — behüt uns Gott davor! — Vernichtung im Allgemeinen. Ein solcher Geist aber stirbt nicht, er lebt in höhern Regionen und erfreut uns noch in seinen Schriften fort.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger finde ich das Wahre, die Sache kurz und bündig Bezeichnende. Vielleicht triffst du auf den ersten Wurf mit einem einzigen Wort den Nagel auf den Kopf.

Das vor dem Vikari stehende Hunds-Mandat wirst du, so wenig als ich, für den Druck geeignet finden und doch hatte U. ein besonderes Behagen daran.

Lebe wohl! Gott sei mit dir! Dein D. H.

Zürich, 20. Januar 1828.

. . . . . Ich bin jetzt gerade auch mit Neujahrsstücken beschäftigt, nämlich mit Usteri'schen Zeichnungen deren er seit 1783 nicht minder als 98 Stück verfertigt hat. Leider mangeln davon 13 Stück, die zum Theil Lavater behalten hat und welche wahrscheinlich in seiner Kunstsammlung sich nach Wien verirrt haben mögen, zum Theil sind sie auch von den Kupferstechern verschleikt worden. Ich ziehe sie in chronologische Ordnung mit den Kupferstichen daneben, in einem eigenen Band auf. Ueberdas hat er noch 22 Texte für die Feuerwerker- und 10 für die Musikalische Gesellschaft geschrieben, sich also auch um diese Institutionen ein nicht geringes Verdienst erworben. Da es immer Abhaltungen gibt, so rücke ich nur langsam mit dem

mechanischen Theil meiner Arbeit vor und kann erst nachher den geistigen auffassen. Auf deine Bemerkungen über die beiden Gedichte bin ich sehr begierig, ohne dich aber im Geringsten drängen zu wollen.

Etwas Vollkommeneres von Lithographie, als Oeris drei Blätter nach Holbein's Passion, habe ich noch nie gesehen. Wenn du nach Zürich kommst, so mußt du sie nothwendig zu Gesicht bekommen. Im Kunsthandel sind sie noch nicht. Ich glaube, Birmann werde mit dieser Unternehmung ein gutes Geschäft machen.

Hegner an Heß.

Winterthur, 22. Januar 1829.

. . . . . Die drei Blätter Passion sind mir von Birmann zugeschickt worden, zwar nicht als Verehrung, sondern ich muß sie bezahlen, obgleich ich hätte erwarten dürfen, daß mir die Stadt Basel oder die Mücke damit ein Geschenk für meinen Holbein hätte machen können. Ich weiß aber wohl, daß solch ein Verfahren nicht republikanisch ist. — Es ist allerdings wahr, daß Oeri ganz vortrefflich gearbeitet hat, man kann nicht besser; aber ich hätte gewünscht, Birmann hätte mit einem andern Holbein'schen Werke angefangen. Das größte Verdienst in der Passion ist in der Färbung, die Zeichnung mag richtig sein, aber der Ausdruck ist gemein, ein Mittelding zwischen der altdeutschen, ehrenfesten Treue und dem freiern Wesen der Italiener; ein Uebergang, der noch nicht ausgebildet ist. Freilich ist die Passion als das Hauptwerk Holbein's bekannt und als solches wird es schon Liebhaber finden. Mich verlangt aber nach der Lithographie der Köpfe und schweizerischen Zeichnungen, worin er seines Gleichen suchte.

Tausendmal grüßend dein

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, 27. Februar 1829.

Ich danke dir, mein theurer Freund, für die Rücksendung des Usteri'schen Hundsmandates. Dein Urtheil darüber bestätigt das meinige, daß

es nämlich in dieser Form dem Publikum nicht mitgetheilt werden dürfte, ohne bedeutende Veränderungen oder gänzliche Umschmelzung; da ich mir aber nicht getrauen würde, meine Hand daran zu legen, so bleibt der Spaß ungedruckt.

Daß der heillose Sturz des Finsler'schen Hauses mich tief ergreifen würde, hast du richtig vorausgesetzt. Dieses unerwartete, vor Kurzem noch für ganz unmöglich gehaltene Ereigniß traf mich, wie ein Gewitterschlag aus heiterm Himmel und in Beziehung auf das Schicksal meiner Tochter und ihres braven Mannes weit empfindlicher, als wenn ich eine große Summe dabei eingebüßt hätte, weil es mein moralisches Gefühl im höchsten Grade verletzte. Es greift auch nicht blos in unser merkantilisches, sondern ebenso sehr in unser bürgerliches und Staatsleben ein und wird Folgen aller Art nach sich ziehen, die nicht zu berechnen sind. Das einzige was mich einigermaßen noch trösten kann, ist die vollkommene Unschuld meines Tochtermanns an dem unseligen Treiben der Seinigen, die auch durch die allgemeinste Theilnahme bestätigt wird. Er wußte, indem er sich blos seinem öffentlichen Berufe widmete, von den Handlungsangelegenheiten seines Hauses und von der Natur ihrer Geschäfte nie das Geringste, und ahnte so wenig von der Sachlage, daß er erst zwei Tage später als ich davon unterrichtet wurde, als das Publikum bereits davon aufgeschreckt war. Der Rathsherr Finsler bleibt mir noch immer ein psychologisches Problem in jeder Beziehung. Erinnerst du dich aus Schweizers's Biographie eines Wucherers Levrat, der mir bei der Liquidation so viel zu schaffen gab? Es ist der Nämliche, welcher an der Spitze der Pariser-Societät stand, welche die Bergwerke in Graubünden betrieb, der letzten Sommer fallirte und dem Hause Finsler einen schnellern

---

[1]) Ueber die politischen Konsequenzen der betreffenden Katastrophe siehe F. v. Wyß, Leben der beiden Zürch. Bürgermeister David v. Wyß. Zürich. 1886. Hegner bemerkt bei Erwähnung von Heßen's Brief in seinem Tagebuch: „Neulich sagte ich bei diesem Anlaß, wenn man meine, einen Menschen noch so gut zu kennen, müsse man doch noch fragen: „„Wie ist seine Geldseite?““ Man hörte aber diese Bemerkung nicht gern.“

Untergang bereitete. Daß dieser eingefleischte Bösewicht und Betrüger auch noch störend in mein Familienleben eingreifen könnte, hätte ich mir auch im Fiebertraum nicht vorstellen können. Ich habe überhaupt viel Kummer und Sorgen, die einen jüngern, starken und gesunden Mann erschüttern könnten, mich aber, durch lange körperliche Leiden geschwächten, vor der Zeit alt gewordenen, allzureizbaren Menschen auf eine Weise in Anspruch nehmen, daß mich wundert, wie ich noch da sein kann. Bei so bewandten Umständen bleiben die Usteri'schen Sachen wieder von Neuem liegen und bald besorge ich, es möchte nicht mehr dazu kommen, sie herauszugeben.

Lebe wohl, mein edler Freund; Gott erhalte dich noch lange!

Dein D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 7. Juni 1829.

Ich habe so lange nichts von Euch vernommen. Meine Abdankung[1]) wird dich nicht verwundert haben. Es war nicht die Mühe der kleinen Reise, die mich dazu bewog, sondern meine auffallende Gleichgültigkeit an politischen Dingen machte mich beschämt und der überfüllte Saal krank. Es war also billig, daß ich abtrete.

Sonst bin ich wohl auf, schwache Füße ausgenommen, denen und unserem ältern Knaben zu Gefallen ich den 24. dieß für 10 Tage nach Baden gehen will.

Von der Usteri'schen Auktion habe ich einiges für mich, auch für die Stadtbibliothek bestellt, aber noch nicht erhalten. Ich höre, daß manches sehr theuer weggegangen. Die Ausstellung habe ich gesehen und dießmal besonders reich gefunden.

Ich grüße dich von Grund der Seele.

U. H.

---

[1]) Als Mitglied des Großen Rathes.

Heß an Hegner.

Zürich, 26. September 1829.

. . . . . Nun aber gelange ich an dich, mein Lieber, mit zwei Bitten:

Die erste besteht darin, daß du mir die Zusicherung deines Wohlbefindens geben, die zweite, daß du mitfolgendes Schriftstück lesen mögest. Ich habe es nämlich halb und halb übernommen, das Neujahrsstück für die Künstlergesellschaft zu schreiben, das unsern Usteri zum Gegenstand haben soll. Ich fing in Bex damit an, brachte es aber dort nur zu wenigen Seiten und wurde erst hier damit fertig. Ich hatte mir vorgenommen, meiner Vorliebe für den Verewigten keine zu hochgetriebenen Worte zu gestatten und sein Wesen und Wirken so ruhig als möglich zu schildern. Jetzt finde ich den ganzen Aufsatz kalt, trocken und hölzern und dabei für ein Neujahrsstück übermäßig lang. Die Gesellschaft kann zwar für einen solchen Mann, der noch dazu ihr verehrter Vorsteher war, wohl eine Ausnahme machen und ein dickeres Heft als gewöhnlich liefern; allein es frägt sich, ob Alles, was gesagt werden soll, nicht kürzer zusammengezogen und durch dieses Zusammenziehen nicht bündiger, kräftiger und also der beabsichtigte Eindruck sicherer bewirkt werden könnte? Ich habe das Ding noch keinem Menschen gezeigt und bitte dich, mir deine Meinung darüber recht aufrichtig mitzutheilen und mir, wenn du so viel Mühe nehmen willst, jede Stelle zu bezeichnen, die dir nicht zusagt, die füglich weggelassen oder abgekürzt werden könnte, oder was noch Bedeutendes fehlen mag. Ausgefeilt ist der Aufsatz noch gar nicht, sondern überall noch roh und erster Guß. Eigentlich ist er ein Auszug aus einer mehr in's Detail eingehenden Biographie und Charakterschilderung Usteri's, wovon ein Theil schon geschrieben ist, der andere mir aber nur noch wie ein zusammengewundener Knäuel im Kopfe steckt und die ich vor den ersten Band seiner herauszugebenden Schriften stellen möchte. Ich hatte ebenso Salomon Landolt's Leben im Auszug für das Neujahrsstück und dann ausgeführter in einem eigenen Band bearbeitet. Aber

seit meiner Krankheit will mir nichts mehr gelingen, und jede Kleinigkeit kostet mich eine sonst ungewohnte Mühe, daher wird Alles prolix und verworren und gar nicht so, wie ich es haben möchte.

In einiger Zeit komme ich wieder mit der Bitte, alle kleinern Gedichte Usteri's, die ich in Bex zusammengeschrieben, zu prüfen und mir unterscheiden zu helfen, was den Druck und die deutsche Kritik nicht aushält, damit ich Usteri nicht dem Gesindel der Rezensenten und Kothwürfen hinter der Hecke hervor Preis gebe. Ich fühle wohl, daß manches zurückbehalten werden muß, und doch ist mir Alles lieb, weil ich immer nur auf die Intention sehe und in Allem noch unsern Freund erkenne.

Lebe wohl, mein Theurer, und empfange nebst den meinigen auch die Grüße meiner Frau und Marie. Von Herzen dein D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, den 1. Oktober 1829.

Endlich, mein Lieber, habe ich einige stille Stunden gefunden, dein Lebens- und Charaktergemälde des „kunstreichen, liebenswürdigen und gemeinnützigen" Mannes, wie du ihn vortrefflich bezeichnest, zu durchlesen. Alles ist recht, durchaus passend und für Zürich wohlthätig. Gar nicht trocken wie du meinst; du wirst schwerlich je etwas Trockenes schreiben; diese Täuschung macht sich gewöhnlich jeder bescheidene Autor gleich nach Vollendung seines Werkes, er darf es aber nur ein paar Wochen liegen lassen, so schaut er schon wieder mit frischerem objectivem Blicke.

Ein paar Stellen habe ich mit leisem Bleistift berührt, nicht als Correction, sondern als Privatansicht. (Hasska hätte ich ihn z. B. nicht verglichen, auch in der Kleidung nicht.)

Ich weiß einen, der dir für den Mariabrunnen, so zart und lieblich das Gedicht ist, nicht danken würde.

Führe doch das Werk weiter aus, und mache es zu einem eignen Bande, wie du es mit Landolt und Schweizer so meisterlich gethan hast, du bist der Mann dazu. Da ließen sich auch manche Vignetten anbringen. . . . . .

Winterthur, 30. November 1829.

Sobald es die Wehen und Nachwehen von Martini erlaubten, habe ich mich mit Lust und Liebe an U.'s Gedichte gemacht. Du hast mir mit der Mittheilung viel Freude gemacht, aber nicht mit dem Auftrag der Revision. Wer mag gerne, so muß ich wiederholt sagen, in eines Freundes schönem Gesichte die Sonnenflecken aufsuchen!

Allervorderst muß ich bitten, dich nicht an der unleserlichen Schrift zu stoßen. Ich habe jedesmal beim Lesen meine wenigen Zweifel und Vielleichts niedergeschrieben, auch einiges Weniges **ad marginem** notirt. Deine eigenen Correcturen fand ich meistens begründet und Hottinger's Bemerkungen, wie du sehen wirst, habe ich erst nach der Hand gelesen. Gegen diese letztern kann und mag ich nichts einwenden. Jeder hat seine eigene Ansicht, die er verfechten kann. Dir aber, mein Lieber, möchte ich zurufen: Sei nicht zu ängstlich besorgt über dieß und jenes. In einer Sammlung von Gedichten kann nicht Alles von der größten Vollendung und der höchsten Vortrefflichkeit sein, sondern auch Schwächeres muß zuweilen mitunterlaufen. Wo ist irgend eine solche Sammlung von den größten Dichtern aller Nationen, die nicht manches enthält, worüber der verständige Leser hinweggeht, um sich an dem Gelungenen zu erholen. Gilt's ja auch von Malern und Musikern und von der Kunst überhaupt. Sei nur getrost, es ist des Guten so viel, daß seine Wirkung nicht ausbleiben wird.

Priameln sind eigentlich gereimte Sprüche, wie Luther ihrer die Menge gemacht hat und wie man sie noch zuweilen an Bauernhäusern und geweißten Häusern an alten Wänden findet.

In Zürich geht es bald zu wie in der übrigen Welt; Alles wird gerüttelt und geschüttelt, und Pflaster wollen bald nichts mehr helfen.

. . . . . .

Heß an Hegner.

Beckenhof, 9. Dezember 1829.

. . . . . Laß mich von den traurigen Ereignissen in Zürich[1]), die du nur flüchtig berührtest, schweigen. Das Letzte hat mich tief ergriffen und mannigfaltig in Anspruch genommen.

Ich werde wahrscheinlich auch bald deinem Beispiel folgen müssen und meine Entlassung aus dem Großen Rathe begehren, zumal wenn das Reglement angenommen wird, welches nun im Vorschlag liegt und einen geflissenen Besuch der Versammlungen fordert, was mit meinen Beschwerden nicht vereinbar wäre. — Wir haben hier eine sehr thätige, regimentslustige Jugend, die Alles untersuchen möchte und an dem neuen Reglement treibt. Die Sache hat zwei Seiten, eine theoretisch gute, die praktische Anwendung aber wird Zank und Reibungen genug veranlassen und den Großen Rath zu einer Art von Landsgemeinde machen. Ob das Gute, ob das wahre Wohl des Vaterlandes dadurch gefördert werden kann, muß der Erfolg zeigen. Mir ist das Kannegießern nicht angeboren, daher ich von dem herrschenden Schnuppen nicht erreicht werden kann und lieber Andere regieren lasse, als mitregieren helfen mag.

Ich wünsche, daß du der trüben Wintertage ungeachtet, dich der Heiterkeit des innern Lichtes erfreuen mögest. Lebe wohl, mein theurer Freund, und laß deiner Liebe bestens empfohlen sein, deinen

D. H.

---

[1]) Rathsherr Hirzel, der Sohn des Seckelmeisters H. C. Hirzel, eines der tüchtigsten und angesehensten Regierungsglieder, war am 10. November vermißt und erst am 22. Nov. todt im Wächterhäuschen auf dem Uetliberg gefunden worden. Seine öffentlichen Rechnungsverhältnisse zeigten sich zwar in bester Ordnung, doch trug dieses Ereigniß, das großes Aufsehen erregte und natürlich vielfach erörtert wurde, nicht wenig dazu bei, das Ansehen der bereits durch die Finsler'sche Katastrophe geschwächten Regierung neuerdings zu schädigen. Näheres bei Wyß, S. 568 u. f.

Hegner an Heß.

Winterthur, 3. Januar 1830.

. . . . . Mich verlangt sehr, dich Lieber, wieder zu sehen; ich hätte vieles mit dir zu politisiren, denn der Liberalismus scheint fast zu sehr bei uns überhand zu nehmen und jenseits des Albis in eine selbstgenugsame Salbaderei ausarten zu wollen.

Alles Heil dir und den lieben Deinigen vom Himmel herab!

Dein U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, den 20. Januar 1830.

. . . . . Um wieder auf Follen zurückzukommen: Was hat dieser im ästhetischen Fach geliefert? Ich habe noch keine gedruckte Zeile von ihm gelesen und weiß gar nichts von seinem literarischen Treiben. Von dem politischen habe ich genug gehört; es heißt aber, er sei davon zurückgekommen, seitdem er durch seine Verbindung mit einer schönen und reichen Frau, die liebenswürdig sein soll, vor ökonomischen Sorgen gesichert ist. Für unsere hiesigen Juristen, qui ont mangé de la vache enragée, mag seine nahe Niederlassung im rothen Ackerstein ein erwünschtes Ereigniß sein. Ueber das Treiben dieser Leute möchte ich mich gerne mit dir mündlich unterhalten und ich glaube, wir würden ganz einer Meinung sein. Daß in unserm Lilliputer-Stäätchen eine Opposition gegen Willkür und Schlendrian bestehe, ist gewiß nöthig; aber — est modus in rebus. Die Schreier schütten das Kind mit dem Bade aus und am Ende was wollen sie? Auch wieder nach ihrer Willkür unbedingt regieren und könnten sie das, so würden sie alles Bestehende über den Haufen werfen, schwerlich über das neu dafür Hinzustellende unter sich einig werden, weil sie bloße Theoretiker sind, die das Praktische noch nicht gehabt und ihr Regiment würde in einen babylonischen Thurmbau ausarten. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 25. Januar 1830.

Mein Lieber, du hast mich mit deinem Brief fast erschreckt. Erstlich deine Gesundheit, die bei deiner Constitution auf Nervenbeschwerden hindeutet, welche Beschwerden aber wenig Gefährliches, doch oft Freudestörendes haben. Ist es Schwindel, so laß es kommen und gehen, da ist wenig zu machen. Lavater, der wenigstens physisch viel Aehnlichkeit mit dir hatte, war in den 90er Jahren mit einem heftigen Schwindel geplagt, der ihn oft bis zur Ohnmacht verfolgte; keine Arzneien halfen, aber durch ruhiges Warten und kräftigen Willen, nicht zu unterliegen, wurde er nach und nach gänzlich davon befreit. Also Muth und Resistenz und wenig Arzneien!

Der zweite Schreck war das Ansuchen Follens. Dieser Feuerkopf paßt nicht gut zu Usteri's stillem Geiste, der ihm so schöne Sachen eingab. F. produzirt wenig oder nichts, ist aber ein gewaltiger, in der allerneusten Literatur wohlunterrichteter Sprecher, der keine Mittelstraße kennt und entweder übermäßig erhebt oder vernichtet. Sein literarisches Treiben ist wie sein politisches. Unterdessen glaube ich, du könntest ihm doch etwas von U. für die neuen Alpenrosen geben, denn er weiß Lärm zu machen und hat viel Connexionen unter den Tongebern Deutschlands. Nur hüte dich sehr, daß dir nicht durch zu viel mittheilen das Ganze aus der Hand gewunden werde. Der Mann ist in solchen Dingen sehr frei und umsichgreifend. Alles dieß sehr unter uns, denn ich fürchte solche Leute. . . . . .

Wäre der Winter nicht so grimmig, so käme ich auf den Großen Rath nach Zürich, nicht um zu rathen, sondern mit dir über die neuen Feuerbläser zu sprechen, welche anfangen, die Regierung unmündig zu behandeln. Die Zeiten kommen wieder, wo ich 1798 einen alten Rathsherrn Füßli (nicht den Obmann) sagen hörte: „Die Dunndere wend halt regiere."

Dein H.

Heß an Hegner.

9. März 1830.

Das Vergnügen, dich gestern unvermuthet auf der Straße anzutreffen, mein theurer, edler Freund, verwandelte sich in eine traurige Ueberraschung, als ich von dir vernehmen mußte, welchen Verlust du, mir unbewußt, erlitten.[1]) Ich weiß, daß deine religiöse Philosophie des gewöhnlichen Trostes nicht bedarf, weil du den bessern und einzigen in dir selbst findest; aber ich kann mir nicht versagen, dir meine herzliche Theilnahme an einem Ereigniß zu bezeugen, das zwar zu den gewöhnlichen Prüfungen im menschlichen Leben gehört, aber dennoch eine tiefe Lücke in deine Existenz gerissen, die nie mehr ausgefüllt werden kann. Menschen, die außer dem Kreis des bürgerlichen Getreibens in ihrer innern Welt leben, bedürfen nicht viel; aber ihre Liebe zu ihren nächsten und bewärtesten Umgebungen wird nur desto inniger, und jede Veränderung in ihrem gemüthlichen Gewohnheitsleben bringt eine Erschütterung mit sich, die den ganzen bisherigen Standpunkt verändert und in Alles eingreift, was täglich und stündlich dem Beisammensein einen individuellen Werth gab und nun so ganz anders geworden ist. Das trauliche Wort der Mittheilung, das über bedeutende, wie über geringfügige Gegenstände ausgesprochen wurde, bleibt in der eigenen Brust verschlossen; die einsamen Wände geben keine Antwort und auf dem leeren Stuhl in der bekannten Ecke sitzt die befreundete Gestalt nicht mehr; jeder Blick darauf verursacht Störung in jedem Ideengang und weckt traurige Erinnerung an die Trennung. Dann kommen die lästigen Anordnungen, die Sorgen, daß der Haushalt fortbestehe; das Alles verrichtete die Hausfrau, ohne daß der Mann sich darum bekümmerte, weil Alles wohlbestellt war — nun soll er das ihm fremde Geschäft verrichten und darüber versäumen, was in seiner innern Welt wichtiger ist u. s. w.; doch du hast in deinem Wohlthätigkeitssinn dir doch noch einen Ueberrest von Familienleben be-

---

[1]) Hegner's Gattin war am 10. Februar gestorben.

reitet und mit Rührung sah ich gestern einen Knaben an deiner Seite, der wahrscheinlich ein Kind deines Adoptivsohnes ist. Möge dieser Knabe, mögen deine dir übergebliebenen Umgebungen dir wenigstens so viel ersetzen, als möglich ist, damit deine spätern Tage nicht ganz zu denen gehören, „die uns nicht gefallen wollen.“

Ich erwarte jetzt keine Antwort von dir, da du von Geschäften überhäuft bist und ohnehin nicht zum schreiben aufgelegt. In der Folge aber bitte ich dich, mich einmal wissen zu lassen, wie sich die Krankheit so schnell entwickelt hat, die dir deine Lebensgefährtin entrissen und ob dieses schmerzliche Ereigniß dich wirklich ganz unvorhergesehen getroffen habe? Auch, ob du jetzt mit deinen jungen Leuten nicht wenigstens speisest; es ist etwas so Unheimliches, ganz allein am Tische zu sitzen. Ich möchte dich so gerne nicht vereinsamt wissen und von Mühseligkeiten verschont, die in jüngern Jahren schon beschwerlich sind, in spätern aber eigentlich drückend werden können. Ich lebe so isolirt, sehe selten Jemand, von dem ich vernehmen könnte, was in meiner Nähe, in der Stadt geschieht, viel weniger noch auf eine Distanz von vier Stunden, und daß ich nicht aus bloßer Neugier frage, traust du mir zu.

Wo zwei mit einander leben, muß immer Eines zuerst abtreten; ich habe eine solche Trennung schon in meiner Jugend erleben müssen, und Gott nur weiß, was sie mich gekostet hat. An die bevorstehende denke ich oft, und habe meiner Frau mehr als einmal den Wunsch geäußert, daß es mir vergönnt sein möchte, sie zu überleben, nicht aus Liebe zum Leben, was ein selbstischer Wunsch wäre, sondern um ihr den Schmerz der Trennung zu ersparen. Wenn einer auch nur eine kurze Reise antritt, so hat er's besser, als der Zurückbleibende, der sich einsam fühlt. Ich denke überhaupt seit geraumer Zeit oft an die Reise in jenes unbekannte Land, aus welchem nie ein Wanderer zurückkehrte, Kunde zu geben. Wohnte ich am gleichen Orte mit dir, so würde ich dich um die Erlaubniß bitten, dich öfters zu besuchen und dich dann über deine „Aussichten in die Ewigkeit“ zu befragen. Hat doch jeder Lebende seine besondern und wahrscheinlich blickt jeder durch sein eignes Prisma hinüber.

Dich erhalte Gott noch lange! Lebe so wohl, als es sich jetzt noch für dich leben läßt, bis eine neue Gewohnheit dir das Leben wieder mit neuen Genüssen versüßt, und empfange meine aufrichtigsten Wünsche für dein Wohl! Dein D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. März 1830.

Dein zarter Brief, mein lieber, feinfühlender Heß, hat mir das trauernde Herz erquickt. Die Freunde werden einem womöglich noch lieber, wenn man einen großen Verlust erlitten hat, und dann denken kann, daß doch ein Freund noch geblieben. Die erste Zeit war ich wie betäubt, aber ich raffte mich zusammen, entfernte, so gut ich konnte, alle Bilder zärtlicher Phantasie, und stürzte mich maschinenmäßig in die Geschäfte, und so geht's dann doch, wie mit Gott und Muth Alles geht. — Aus mitkommenden Versen, die ich vorige Woche in düsterer Abendstunde machte, kannst du etwas von meiner Stimmung ersehen. Sie sind nicht mittheilbar, weil sie für die Welt unbedeutend, es hat sie auch noch kein Mensch, nicht einmal meine Hausgenossen, gesehen.[1])

Sie lag nur 8 Tage krank; ein Fieber, das sie jeden Frühling hatte, schien uns erst unbedeutend, wurde aber schnell nervöser Art, und eine Abnahme der Kräfte, die uns bange machte, nahm unaufhaltsam überhand. Sie athmete ohne Schmerz leise aus; ich saß bei ihr bis zum letzten Hauch, und drückte ihr dann die lieben Augen zu. Trost und Hülfe sind mir jetzt meine lieben Angehörigen, und Mittags und Nachts sitzt immer eines der Kinder bei mir zu Tische. . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 23. April 1830.

. . . . . Mit den Usteri'schen Sachen treibe ich es gerade so wie dein Maurer mit Ausbesserung deines Hauses, ich lasse mir Zeit und will nichts übereilen und erstrütten,

---

[1]) Bereits mitgetheilt im vorjährigen Taschenbuch, S. 10.

da ich es doch so lange schon unter Händen habe und es bei guten Sachen nicht darauf ankommt, ob sie ein Jahr früher oder später erscheinen. Seit dem neuen Jahr habe ich aber doch den zweiten Band, der die beiden zürcherischen Idyllen enthalten soll, zum Druck vorbereitet (der erste soll die kleinern Gedichte enthalten). An dem Versbau erlaubte ich mir nur zur Seltenheit etwas zu ändern und lasse lieber einzelne Hexameter, die vielleicht eine strengere Kritik nicht aushalten, so wie sie Usteri hingeworfen, stehen, als daß ich es wagen möchte, auf Kosten des Sinnes dergleichen Stellen umzuschmelzen. . . . . .

Seit Follen in meiner Nachbarschaft wohnt, wollte er mir neuerdings von Usteri's bessern Sachen für seine Alpenrosen abdrücken und unter dem Vorwand herauslocken, er gedenke eine große Abhandlung über Usteri's literarische Verdienste zu geben, wozu er von dem Besten als Beleg seiner kritischen Anerkennung bedürfe. Ich schlug das rund ab, werde ihm aber, wenn auch die Usteri'schen einwilligen, einige Zeichnungen (die nicht zu den Schriften gehören) zu Kupferstichen für die Alpenrosen mittheilen. — Sind einmal die sämmtlichen Schriften erschienen, so mag Jeder, mit oder ohne Beruf, eine Brühe darüber ausgießen und seinen Senf dazu geben. . . . . .

Zürich, 30. April 1830.

. . . . . Dieses Blatt ist eigentlich bloß ein Postscript zu meinem letzten Brief und bedarf keiner früheren Antwort als jener. Ich möchte Dich nämlich nur um einen guten Rath bitten. Von der einen Seite scheint mir, ich sollte Alles, was Usteri selbst herausgab oder wenigstens dem Druck nicht verweigerte, in die Sammlung aufnehmen, und doch scheint mir manches wieder dazu nicht ganz geeignet. Z. B. findet sich, freilich ohne seinen Namen, in dem Helvetischen Journal für Literatur und Kunst, drittes Heft, Zürich 1804, Seite 324 ein launiger Aufsatz: Ueber die jetzige weibliche Kleidung, oder nichts Neues unter der Sonne (mit einem von U. selbst radirten Kupferstich.) Du hast wohl das Jour-

nal selbst und kennst den Aufsatz. Wäre das aber nicht der Fall, so gib mir nur einen Wink und ich schicke ihn Dir. Soll ich dieses Stück aufnehmen oder nicht? Das Ding ist höchst originell, und doch sträubt sich mein Gefühl dagegen, weil in den Citationen allzuderbe Ausdrücke vorkommen. Es sind allerdings nicht Usteri's eigene Worte, sondern diejenigen grober Satyriker und theologischer Eiferer der Vorzeit — allein U. führt sie doch an. Nun sage ich von ihm, und im Allgemeinen mit Recht: „Seine Muse blieb immer keusch und rein", aber an diesem Aufsatz könnte sich doch — zumal manches zarte, edle, weibliche Gemüth stoßen. Wir Männer sehen nur auf den Effekt im Ganzen und mißbilligen selbst scharfe oder harte Drücker nicht, wenn sie denselben erhöhen, und sind eben nicht heikel in der Wahl der Ausdrücke. Aber auch unter den Männern gibt es heikle Naturen. Deßwegen sträubt sich mein Gefühl dagegen, diesen Aufsatz in die Sammlung aufzunehmen, so sehr er mir sonst dienen könnte, um einen Raum auszufüllen und möglichste Gleichheit in die Abtheilung von 4 Bänden zu bringen. . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 24. Mai 1830.

Hier, mein Lieber, den Aufsatz von U. zurück. An Geist fehlt's demselben nicht und die freien Ausdrücke hie und da würden mir den Druck weniger bedenklich machen als der allzu locale und temporäre Geschmack, der schon heut zu Tage nicht mehr recht Eingang finden könnte, weil er alte Moden berührt; denn alte Moden und was sie berührt, ist bei den Weltmenschen aus dem Bösen, sie wollen gar nichts mehr davon hören.

Seiner Zeit hat der Spaß wohl manche gute Wirkung gehabt. Indessen trüge ich kein Bedenken, das Stück als Complement eines schwächern Bandes einzurücken, wo es gewiß am rechten untadelhaften Orte stände.

. . . . . .

Heß an Hegner.

* 28. Mai 1830.

. . . . . Alles wohl überlegt, habe ich darauf verzichtet, die zu diesen Schriften gehörigen Zeichnungen stechen und mit dem Werke ausgeben zu lassen. Es thut mir weh, weil ich immer gewohnt war, die Zeichnungen bei seinen Manuscripten zu sehen und manche derselben sich auf jene beziehen. Aber vorerst hätten diese Kupferstiche das Werk bedeutend vertheuert, und dann hätte ich besorgen müssen, die Zeichnungen wären durch den Stich verdorben worden, zumal bei solchen, die wenigstens um die Hälfte hätten reduzirt werden müssen, um in 8° Format gebracht zu werden, wie z. B. diejenigen zu „Herr Heiri“ [1]). Freilich werden sie da am meisten mangeln, findet aber das Werk einen bedeutenden Absatz, so könnten dergleichen Kupferstiche in einem größern Format, jeder gerade so groß, wie die Zeichnung ist, nachgeliefert werden, wozu Hagenbuch schon Lust bezeugt hat.

. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 7. Juni 1830.

Hier, mein Lieber, deine sehr gut geschriebene, durch ihre unverkennbare Freundesliebe rührende und des edlen Freundes würdige Biographie zurück. Was hätte ich daran anders wünschen können, als einige kleine Stylausdrücke, die ich (jedoch höchst unmaßgeblich) mit Bleistift beigefügt. Hinzuzusetzen wüßte ich gar nichts. Ich habe einmal, ich glaube von Pfenninger, die Bemerkung gelesen, nirgends zeige sich Natürlichkeit, Gemüthlichkeit oder Eitelkeit und Ansprüche, Empfindung und Feinsinn,

---

[1]) Merkwürdigerweise fehlen bei Usteri's Zeichnungen in der Sammlung der Künstlergesellschaft gerade die hier berührten Illustrationen zum „Herr Heiri“. Sollten sich dieselben irgendwo in zürcherischem Privatbesitz befinden, so wäre der Herausgeber dieser Correspondenz für gef. Mittheilung sehr dankbar.

oder stumpfe und anmaßende Kälte dem Beobachter auffallender als im Vortrage gesellschaftlicher Gesänge. Wer fühlte bei U. nicht die Wahrheit dieser Bemerkung, wenn man ihn so in herzlicher Weltvergessenheit Lieder im Freundschaftskreise anstimmen hörte! Darüber hättest du meines Erachtens noch ein paar Worte nach deiner Art beifügen sollen.

. . . . . Mir geht es physisch, moralisch und ökonomisch gut; dessenungeachtet liegt immer eine gewisse Schwermuth auf meinem Geiste, bei anscheinender, oft auch wirklicher äußerer Fröhlichkeit. Welch ein Compositum ist der Mensch! . .

. . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, den 21. Oktober 1830.

. . . . . Daß du mich in der Künstlergesellschaft nicht angetroffen, hatte seinen Grund, denn ich war damals in Basel. Aber auch wenn ich hier bin, komme ich äußerst selten hin; jedesmal überfällt mich dort eine Art von Heimweh nach Usteri, und ich vermisse auch den früheren traulichen Ton im Umgang unter den meist neuen und fremden Gesichtern. Horner versteht es auch nicht, die Gesellschaft zu beleben, wie es Usteri that. Da heißt es eben auch: „Es blüht eine Zeit und verwelket“!

Am 4. d. reiste ich in einem Tag in dem trefflichen Eilwagen nach Basel. . . . . .
Im Ganzen war ich sehr vergnügt und aufgeregt; aber Sonntag den 10. wurde mir Wermuth in meinen Freudenwein gegossen, als ich die Nachricht erhielt, daß am Donnerstag zuvor Büel in Stein und am Freitag Ebel gestorben! Bei ihren Leiden war Beiden die Auflösung zu gönnen, zumal Büel, der sich selbst schon lange überlebt hatte und bloß noch vegetirte; auch Ebel's Zustand war beinahe unerträglich für ihn selbst geworden; allein es that mir schmerzlich weh, nunmehr keinen von beiden mehr auf dieser Welt zu sehen. Ebel's Ende war eigentlich erhebend.

Wie er überzeugt war, nur noch wenige Stunden zu leben, und nachdem er mit großer Klarheit und in wohlthätigstem Sinne über seinen Nachlaß verfügt, geizte er gleichsam noch mit jeder Minute, um sich mit seinen Hausfreunden über die Gewißheit der Fortdauer seiner Existenz jenseits des Grabes zu besprechen, sie über die Trennung zu trösten und ihnen für alle ihm erwiesene Liebe zu danken. Dieses letzte Auflodern der Flamme seines Geistes verzehrte den zusammensinkenden Körper vollends, und bald nachher entschlummerte er ruhig und sanft.

. . . . . Es ist unbegreiflich, wie er, bei solchen innern, immer progredirenden Uebeln, noch so lebhaften Antheil an der Außenwelt nehmen konnte. Seinen literarischen Nachlaß hat er der physikalischen Gesellschaft zugesichert. Ich bin mit seinem Nekrolog von Staatsrath Usteri in der Zürcher und Allgemeinen Zeitung gar nicht zufrieden, weil er zwar als Gelehrter u. s. w. darin geschildert ist, aber nicht in seiner seltenen Liebenswürdigkeit und Hoheit als Mensch. Ich war gerade seit 40 Jahren mit ihm befreundet und habe ihn nie anders als im höchsten Grade achtungswürdig gefunden, und war Zeuge des unendlich viel Guten, das er in jeder Beziehung gewirkt. Sein herzerhebender Umgang wird mir fehlen bis an mein Ende.

Es kann mich eigentlich betrüben, daß du ihn nicht näher gekannt. Was du von Schüchternheit sagst, ist mir unbegreiflich. Ein Mann wie du, mit deinem Kopf und Herzen, mit Allem, was die Natur dir gab und was du dir an Wissen und Können, an Menschenbeobachtung und Geistesrichtung erworben — schüchtern! Das ist ein psychologisches Räthsel.

Von Reimer noch immer keine Nachricht[1])! Das fängt an, mir

---

[1]) Die Publikation der Werke Usteri's verursachte Heß unglaubliche Verdrießlichkeiten, und es schien in der That ein wahrer Unstern darüber zu walten. Da übrigens Bächtold, (Seite C.) das Wesentlichste darüber bereits erwähnt hat, erlauben wir uns, die viele Seiten füllenden Klagen und Berichte über diese peinliche Angelegenheit hier wegzulassen.

Verdruß zu machen. Ich werde nun bald fragen, und fällt die Antwort nicht günstig aus, so wende ich mich an Cotta. Eine Art von Einleitung ist schon dazu getroffen. Leider habe ich über meine Abwesenheit einen Besuch von Ludwig Uhland verfehlt, was mir auch in dieser Beziehung leid that. Meine Frau sprach ihm aber von diesem Gegenstand, und er versicherte sie, sein Freund Schwab würde gerne die Correctur und alles Nöthige besorgen.

Der Plan für die schweizerischen Denkmale ist eine aus Jacob Lips' phantastischem, bombastischen Kopf entsprossener und wird wie eine Seifenblase sich im Wasser auflösen. Ich habe mich darüber schriftlich und mündlich ausgesprochen und werde keinen Schritt für solche Projekte thun. Nicht nur wegen der jetzigen politischen Gährung, sondern im Allgemeinen ist dergleichen gar nicht an der Zeit; die Kunst würde, wenn die Sache auch ausführbar wäre, nichts dadurch gewinnen; unsere Schwachheit und der Mangel an Interesse für solche Unternehmungen würde sich erst recht zeigen bei der Verlegenheit, die entstehen müßte, wenn irgend ein Stadt- oder Landrath mit der Aufstellung eines solchen Monumentes belästigt werden sollte, und dann mag ich das Prahlen mit den Thaten der Ahnen auch nicht. Es ist nur schade um das Geld, was der Druck der pompösen Einladung gekostet hat! . . . . . .

Zürich, den 5. November 1830.

Einer merkwürdigeren Sitzung des Großen Rathes[1]), als die letzte war, habe ich noch nie beigewohnt. Sie ging mit Ruhe und Anstand

---

[1]) In der Sitzung des Gr. Rathes vom 1.—3. Nov. wurden die maßvollen Revisionsbegehren der 31 Kantonsräthe der Landschaft, welche am 13. Oct. in Uster getagt hatten, nach ruhiger und würdiger Discussion auf den Antrag der Regierung an eine Commission gewiesen, und es schien sich damals in der That ein Zug versöhnlichen Entgegenkommens auf beiden Seiten geltend zu machen. Unter dem weiter drängenden Einfluß Dr. Snell's und der jungen städtischen Radikalen erhielt die Bewegung dann aber bald einen heftigen und gewaltsamen Charakter. Vgl. Wyß, S. 580 u. f.

vorüber; was beschlossen worden, wird dir bereits bekannt sein. Was daraus entstehen wird, läßt sich noch gar nicht voraussehen; ich hoffe aber immer noch, die öffentliche Ruhe werde keine bedeutende Störung erleiden, wenn wenigstens kein Sturm von Außen hereinbricht. . . . . .

Zürich, den 13. November 1830.

. . . . . Ich habe mich auch bereits an Ludwig Uhland gewendet, damit dieser für die Verbreitung und Empfehlung [1]) in Süddeutschland Etwas vornehme, und ihm, damit er es mit Sachkenntniß und aus Ueberzeugung thun könne, Usteri'sche Manuscripte zur Einsicht mitgetheilt, denn er wußte so viel als nichts davon. Er und sein Freund Schwab können viel thun. Sind einmal Aushängebogen von den zwei Zürcher-Idyllen zu haben, so lege ich es darauf an, daß sie nach Weimar an Hofrath Meyer geschickt werden. Meyer kannte und liebte Usteri; er ist noch ganz Schweizer, spricht immer noch nicht bloß Zürcher- sondern Stäfenerdeutsch, muß und wird Freude an diesen Schilderungen unseres ihm in der Erinnerung noch gegenwärtigen bürgerlichen Lebens finden, und da er alle Abende mit dem alten Göthe zubringt, so werde ich ihn ersuchen, dem Magister, auf dessen Worte ganz Deutschland hört, vorzulesen und Alles zu commentiren und ihn dazu aufzufordern, diesen Sachen durch seinen Einfluß die nämliche gute Aufnahme zu verschaffen, wie er es mit Arnold's Pfingstmontag im Straßburger Dialekt gethan hat. Es kränkt mich in die Seele, solche Maßregeln ergreifen zu müssen, da Usteri's Sachen sich bloß durch sich selbst empfehlen sollten; aber das jetzige Publikum ist ein vielköpfiges Ungeheuer, dem eine Richtung gegeben werden muß, wenn es in seiner Verwirrung das Gute nicht verwerfen und dafür nichts empfangen soll.

. . . . . Die allgemeine Gährung in der ganzen Welt und besonders in unserer Schweiz erfüllt. mich mit Ekel. Wenn wir nur auf künftiges Frühjahr nicht wieder eine

---

[1]) Von Usteri's Schriften.

Wiederholung der Jahre 1798 und 1799 zu trösten bekommen. Gott besser's! . . . . . .

Dienstag, den 30. November 1830.

Mein theurer, edler Freund! Winterthur und Zürich sind ganz wild gegen einander; wir Beide aber, du und ich, haben einander gleich lieb, der politischen Erbitterung zum Trotz. Sage mir aber, ich bitte dich, wenn du es hast erfahren können, was eigentlich der Grund dieser Erbitterung sein mag, und was die Zürnenden in Winterthur gewollt haben oder noch wollen. Ich kann es durchaus nicht erklügeln! Ich glaubte, es sei um vermehrte Repräsentation zu thun; diese aber wollen sie nicht. Was in aller Welt begehren sie denn? Hier zürnen die Leute, weil die Winterthurer zürnen, ohne zu sagen warum, und daß sie fünf Deputirte zur Uebergebung der Uster-Denkschrift geschickt, die Landleute aber bloß vier. Was zürnt Rector Troll, der erste Sprecher? Es ist zum Erbarmen, daß die Leute gegen einander erbost sind, gerade in dem Zeitpunkt, wo es so nöthig wäre, zusammenzuhalten und jeden alten Groll zu vergessen! Es ist eine politische Cholera morbus, welche die Leute ergriffen hat, und die größten und kleinsten Räthe sterben daran weg wie Mücken. Ich habe am Samstag dem Leichenbegängniß des großen beigewohnt, bin jedoch gesund heimgekehrt, weil ich dieser Krankheit unzugänglich bin. Aber mit Wehmuth bin ich heimgegangen, daß ich unser Zürcher Landvolk verachten muß wegen seiner Charakterlosigkeit, das sich von wenigen Tollhäuslern innerhalb weniger Tage zu offener, wenn auch nicht bis zu Thätlichkeiten ausgearteter Rebellion beschwatzen ließ durch den Köder, nichts mehr, vielleicht auch keine verbrieften Schulden, zahlen zu müssen, und daß das nämliche Volk, dessen hohe Kulturstufe zum Vorwand dienen muß, demselben einen größern Einfluß auf die Gesetzgebung einzuräumen, sich wie Pyheras weiß machen ließ und es glaubte, der selige kleine Rath sei eben im Begriff gewesen, eine Steuer auf jeden Obstbaum und eine Kopfsteuer auf Klein und Groß auszu-

schreiben. Auch schäme ich mich, daß besagter Seliger nicht wohlmeinendes **savoir-faire** genug hatte, den Unfug früh genug zu wittern und demselben Einhalt zu thun. Aber dann frage ich mich wieder, wie? Durch thätliche Repressionsmittel? Diese standen ihm nicht zu Gebote. Durch früheres Nachgeben und angebotene Concession von Dingen, wie sie zu fordern an der Tagesordnung sind? Das hätte wahrscheinlich nur die Gelüste gesteigert und mehreren Forderungen gerufen. Am Ende sage ich mir: Es ist ein Fatum, das, wie ein trüber Strom, unaufhaltsam die halbe europäische Welt überschwemmt und nun auch unser schönes Ländchen mit seinem Schlamm überdeckt. Das Unkraut, das der Teufel lustig säet, wird üppig darin aufwachsen. Draußen rüsten sich die Großen, und ich besorge, das Morgenroth des Frühlings werde blutig aufgehen! Die Russen, wenn sie kommen, bringen dann die wahre **Cholera morbus** mit, und Gott braucht vielleicht noch diese Zornruthe, um einen Theil des rappelköpfigen Geschlechts hinwegzupeitschen und die Uebriggebliebenen auf dem großen Kirchhof zur Ruhe und Vernunft zu bringen. Dann bekommen wir aber zuvor noch Einquartierung. Die weiße oder blaue soll aber Mephistopheles holen, denn wir uneinigen Schweizer werden sie jetzt weniger als je von uns abhalten können, und weinen möchte ich, wenn du in deinem Frieden und ich und meine schwache Frau von solchen Gästen noch einmal heimgesucht werden sollten in unserem Frieden! Lieber möchte ich vorher das Feld räumen und über die Berge und Wolken hinaus in den Stern fliegen, wo mir meine zukünftige Wohnung angewiesen sein mag. Ich konnte mich gestern ordentlich darüber freuen, daß ich gerade mein 60. Jahr zurückgelegt.

Ich lese jetzt wieder Füeßli's Waldmann und von dem hörnernen Rath und ziehe in Gedanken Parallelen. Aber ich mag beginnen, was ich will, so finde ich doch keine Zerstreuung von der fixen Idee unserer Erniedrigung, **nota bene** nicht derjenigen aller Partheien. Und da ich nicht wissen kann, was mein alter Salomon Landolt jetzt über das Alles

gesagt haben würde, so sage du, mein Lieber, mir ein Wort zum Trost oder zur Erheiterung.

Von Herzen dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 5. Dezember 1830.

Du frägst mich[1]), mein Lieber, über Erscheinungen, woran ich nicht gerne denke, geschweige darüber spreche. Indessen will ich dir deinen Brief, so gut ich kann, Punkt für Punkt beantworten.

Die Winterthurer sagen, nicht ich: Was haben wir 1798 durch unser Anschließen mit Gut und Blut von Zürich gewonnen? Gute Worte, so lange es nöthig befunden worden, von der Stadt, und Spott und Plage vom Lande. Große Summen, die zur Zeit des Continentalsystem durch Befehl Napoleon's eingezogen und nachher wieder frei gegeben worden, fielen nicht wieder an uns zurück, sondern an Spitäler und Pfrundhäuser in Zürich, sowie noch manches Andere. Sie sagen, es sei schon lange eine Staatsmaxime von Zürich gewesen, uns niederzuhalten und wie Unterthanen von Oben herab zu behandeln. Die Stellen im Großen Rath seien absichtlich nur vermindert worden, damit dortige Liebhaber Platz finden; so auch beim Obergericht, wo sogar politischer Anstand ein Mitglied von Winterthur erforderlich gemacht hätte, seien unter verschiedenem Vorwand tüchtige Empfohlene zurückgehalten worden. Mit Anstellungen, Beamtungen, Pfrunden sei es dasselbe.

Sie sagen: Wenn noch einige Gunst zu vergeben gewesen, sei sie den ehemals empörten Landleuten, um sie zu beschwichtigen, zu Theil geworden, uns Friedfertige habe man stehen lassen. Ueberhaupt habe das passive Winterthur zur Zielscheibe der Verspottung und des lokalen Witzes der Hauptstadt dienen müssen, und wenn dieser herrschende Witz bis auf die

---

[1]) „Eine Frage, die mir unangenehm war." Tagebuch, 5. Dec.

Hefe erschöpft gewesen, seien doch noch einige Tropfen für die Splitter Winterthurs vorhanden gewesen, ungeachtet des Balkens in den eigenen Augen.

Sie sagen: Die Vereinigung mit dem Lande gibt uns Sicherheit, das Anschließen an die Stadt läßt uns stecken. Sie sagen, sie sagen, sie sagen — was weiß ich! Nur zu viel sagen sie, um es wiederholen zu mögen, denn das ist jetzt so üblich in der Welt, daß man alles das Gute mit dem Bösen schmähet und verstellt und Niemand Unrecht haben will. Es ist der dämonische Geist, der die Zeit beherrscht, nicht nur im Kanton, nicht nur in der Schweiz, sondern in der ganzen Welt. Unser Schicksal wird wahrscheinlich auch, wir mögen es machen, wie wir wollen, von Außen abhangen.

Mit dem Benehmen einiger unserer Geistlichen ist der bessere, ja fast der größere Theil der Bürger unzufrieden. Wir wollen kein Pfaffenregiment, heißt es jetzt beinahe allgemein.

Morgen ist der Tag der Wahlen, da wird sich Vieles aufdecken. Gott gebe Gutes, damit nicht so himmelschreiend wie im Thurgau verfahren werde. Bei uns scheint die Nachricht von einer Grenzbesetzung die Bauern etwas bescheiden gemacht zu haben.

Was können wir thun, du und ich, wo Worte nicht Eingang finden und Thaten nicht Statt haben? Was anders, als vernünftig schweigen und den Sturm vorübergehen lassen? Denn es scheint mir ein vorübergehender Rausch der Nachahmung zu sein, der erst lärmt und tobt und dann (verzeihe) sich erbricht und am Ende in schwache Lahmheit zurückfällt. Geduld indessen! Gott verkürze die Zeit!

Ich liebe in dir den Freund, ohne die mindeste andere Rücksicht.

H.

Heß an Hegner.

Zürich, 10. Dezember 1830.

Mein herzlich geliebter Freund! Dein Brief vom 5. war mir sehr merkwürdig, da du mir summarisch darin aufzählst, was in Winterthur klagend ausgesprochen wird. Es bezieht sich aber eigentlich mehr auf alte Sachen, die wie Sauerteig zurückgeblieben sind, und der nun wieder bei der allgemeinen Gährung auch mit aufkocht. Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir eingestehen, daß wir in Zürich und Winterthur eigentlich Spießbürger sind, die sich um einen gewissen Vorrang streiten (nicht du und ich) und immer die alte Leyer absingen. Meine gnädigen Herren von Zürich gingen vor dem Jahr 1798 auf Stelzen und traktirten ihre untergebenen Munizipalstädte de haut en bas mit einer majestätischen Gravität, die bis zur Carricatur ging. Nachdem ich lange Jahre im Auslande zugebracht und einen andern Maßstab mit mir heim nahm, kam mir diese Majestät höchst komisch vor, und damals, jung und zum Scherz geneigt, machte ich darüber manches Spottbild. Was mich aber bloß lachen machte, hat in Winterthur Gift angesetzt, das sich wahrscheinlich auf die jetzige Generation vererbt hat. Die verschiedenen Meinungen der Revolution verursachten neue Reibungen, wobei wahrscheinlich beide Theile Unrecht hatten und einander thaten. Jetzt macht das allgemeine Fieber die Spaltung auffallender. Am Besten wäre es, wenn in der Folge neue und engere Familienverhältnisse durch Heirathen zwischen beiden Städten begründet würden, wie schon hie und da der Anfang gemacht ist. Erst wenn die Leute sich näher kennen lernen und die gleichen Interessen haben, vergeht nach und nach das Mißtrauen und entsteht gegenseitige Achtung und Vertrauen. Doch alle diese kleinlichen Anfeindungen sind Nebensachen. . . . . Aber — ich wiederhole es immer — es ist ein Fatum! Oder noch besser: Die Vorsehung bereitet durch alle diese Gährungen für die kommenden Geschlechter einen neuen, wahrscheinlich bessern Zustand vor, der nur durch einen Kampf der heterogenen Elemente

hervorgebracht werden kann. Wir aber, wir Alten, die gerne den Rest unserer Tage noch in Ruhe zugebracht hätten, werden mit in den Strudel hineingerissen und müssen herhalten und von Neuem über uns ergehen lassen, was uns schon in der Jugend viel zu schaffen machte und uns nun bei abnehmender Körperkraft doppelt lästig fallen muß. Der Gedanke an fremde Einquartierung, an Scenen wie die, welchen ich im Jahr 1799 beiwohnte, kann mich ganz mißmuthig machen, und bei aller Humanität, bei aller Toleranz für menschliche Verirrungen, mich mit Groll gegen die blinden Esel erfüllen, die dergleichen mit herbeiführen halfen, in ihrem miserablen Wahne, dem Vaterland eine freiere und schönere Verfassung zu geben. Ich denke, mein Lieber, du wirst wohl so wenig als ich mit Vergnügen daran denken, blaue oder weiße Einquartierung zu bekommen und lieber noch deinen Eifer selbst austrinken, als ihn ungebetenen Gästen vorsetzen.

. . . . . Hast du Appenzellers Berghaus schon gelesen? Das ist die Stimme eines Predigers in der Wüste; wohlgemeint, wird aber unbeachtet verhallen. Wer einem Fieberkranken die handgreiflichste Wahrheit in die Ohren schreit, erschüttert bloß sein Trommelfell, erreicht aber nicht sein Verstandesvermögen, weil dieses gehemmt ist.

Reimer läßt wieder nichts von sich hören, und wenn er jetzt auch mit seinem Subscriptionsprojekt ausrückt, so könnte der Zeitpunkt nicht ungünstiger sein. Glaubst du nicht, ich sollte diese Sturmepoche noch vorüberziehen lassen? — Wenn ich nicht für meine zarte und kränkliche Frau sorgen müßte, so möchte ich am liebsten schon dort sein, wo Usteri, Ebel und Bücl noch zur rechten Zeit vorausgegangen sind!

Es ist Zeit zu schließen, sonst könnte ich noch lange im nämlichen Tone fortfahren. Theile mir von deiner ruhigen Weisheit, von deiner philosophisch-religiösen Resignation mit, damit ich wieder in das ruhige Geleis zurücktreten kann, aus dem mich die sich immer mehr verwirrenden Ereignisse herausgetrieben haben. Ein andermal verspreche ich dir, keine

Briefe bloß über die politischen Händel im Ton einer Cassandra mehr zu schreiben.

Wenn du die Allgemeine Zeitung liesest, wirst du wissen, daß der alte Göthe, auf den ich für Würdigung von Usteri's Schweizer-Idyllen zählte, die ich ihm durch Hofrath Meyer in die Hände zu spielen gedachte, seit dem 26. November an Blutgüssen beinahe hoffnungslos darniederliegt und vielleicht jetzt schon gestorben ist.

Lebe du, mein theurer Freund, in immer gleicher Geisteskraft noch lange fort und beobachte mit philosophischem Blicke und jeder feindseligen Einwirkung unerreichbar den tollen Veitstanz unserer Zeitgenossen.

Von Herzen dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 20. Dezember 1830.

Gestern, mein Lieber, wollte ich dir schreiben, weil der Sonntag mein Correspondenztag ist, das will sagen der Correspondenz mit dir, indem ich sonst keine andere habe, etwa Geschäftsbriefe ausgenommen. Du kannst nicht glauben, wie gleichgültig dies laufende Jahr mich für das Leben gemacht hat, nicht zwar für die Lust zum Leben, denn ich fürchte das Sterben, aber gleichgültig für die Welt und ihr Treiben. Ich bin zu alt, und was geschieht, ist mir zu jung, um mit eingreifen zu können. Mein Spruch ist: „Sei rein und laß Gott walten!" Nothwendigkeit ist für mich das, was ich nicht ändern kann, ich nenne es Gottes Wille, und ergebe mich desto gelassener darein.

Daß du meine letzten Zeilen, unsere vaterstädtischen Verhältnisse betreffend, so freundlich aufgenommen, hat mich sehr erfreut, indem ich befürchtete, du möchtest dich beleidigt fühlen durch das, was ich im Unwillen über beide Theile hingeworfen. Aber du bist ja gut und hast, wie ich schon lange sah, eine freundschaftliche Seele, mehr als ich, der ich noch zu oft über Unrecht ergrimme. In Allem, Allem, was du ge-

antwortet, bin ich deiner Meinung, nur eins machte mich lächeln: Du glaubst, durch gegenseitiges Heirathen könnte ein freundschaftlicheres Verhältniß hergestellt werden. Ganz recht in thesi, aber die Erfahrung ist dagegen. Eine Tochter aus Zürich wird nie einen Winterthurer heirathen, wenn es nicht aus bloßer natürlicher Liebe (welches aber heutzutage ein seltener Beweggrund zur Ehe ist) oder aus ökonomischen Gründen geschieht, so wenig als ein Mädchen von Winterthur ohne dieß nach Bülach oder Eglisau heirathen wird. Das befremdet mich auch keinen Augenblick, es liegt in der menschlichen Natur, oder vielmehr in dem Nationalstolz, das heißt in der bürgerlichen und edukativen Angewöhnung. Darum ist auch ein Winterthurer selten glücklich mit einer Zürcherin, weil sich diese nicht in der Parität glaubt; und kein Zürcher nimmt eine Winterthurerin, kein Winterthurer eine vom Lande, es sei denn um des Geldes willen. Wir sind nur Lokalmenschen!

Ueber eine andere, gar nicht Obiges betreffende Aeußerung von dir möchte ich die Frage aufwerfen: Welches ist besser, mehr Glück als Verstand oder mehr Verstand als Glück zu haben? Ich dächte auch, mit Usteri's Erscheinen vor dem großen Publikum könnte noch etwas Zeit gewartet werden, hauptsächlich weil mich die Subscription ärgert. Mache es indessen, wie es deine bessere Weltkenntniß eingibt.

Adieu, mein theurer Heß!

Dein

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, den 22. Dezember 1830.

Ich möchte wissen, mein geliebter Freund, was du schreiben müßtest, über das ich mich beleidigt fühlen könnte! Ich einfältiger Sechziger stehe noch immer in dem Wahn, jung zu sein, wegen den vielen noch allzu jungen Anwandlungen in Kopf und Herz, und ehre und liebe dich daher nicht bloß wie einen Freund, sondern eigentlich wie einen Vater, und

dann sind du und ich weder Winterthurer noch Zürcher, sondern Cosmopoliten, die Winterthurer- und Zürcher-Händel durchaus objektiv besprechen.

Es wäre mir gesund, wenn ich die jetzigen Welthändel mit der Ruhe wie du betrachten könnte, denn du stehst auf dem Rigi der Weisheit und blickst auf das Treiben der Wahnsinnigen im tiefen, dämmernden Thale nur wie auf das Gekrappel eines Ameisenhaufens. Ich muß mich durchaus daraus hinauf arbeiten, denn es bewegt und kränkt mich dermaßen, daß ich die fixe Idee davon nicht los werden kann! Da mein bischen Philosophie noch nicht ausreicht, so fange ich an, Carricaturen darüber zu machen, am Ende gibt es noch gar Epigramme, denn **indignatio facit versum.** Wenn ich dich nicht mit Neuigkeiten verschonen wollte, so könnte ich dir Sachen erzählen, die an einen Schweinestall gemalt zu werden verdienten. . . . . .

Zürich, 8. Jannar 1831.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für deine guten Wünsche zum neuen Jahr, die ich von ganzer Seele erwiedere, und für das Neujahrsstück, das ich mit großem Interesse gelesen habe. Du besitzest ein ganz eigenthümliches Talent, mit wenig Worten viel zu sagen, die unbedeutendsten Dinge herauszuheben und schaubar zu machen, und dann auch noch ein besonderes Wort zur rechten Zeit zu sprechen, als ob es bloß durch Zufall geschähe, während du deine Intention auf einen bestimmten Zweck richtest und diesen mit der Waffe harmlosen Witzes zu treffen weißt. . . . . .

Neben dem Bildniß der Raivree[1]), das ich für Marie's Album

[1]) Der originellen Natur-Doktorin Verena Benz im Rumstal bei Pfungen, welche von Hegner öfters berathen wurde und auch Heß' Tochter im Mai 1818 von einem hartnäckigen Uebel befreit hatte. Vgl. Zürcher Taschenbuch aus dem Jahr 1888, S. 55. Hegner sagt in seinem Tagebuch: „Heß und sein Haus haben ein großes Zutrauen zu der Frau; etwas ungebildet Genialisches ist in ihr, Beobachtungsgabe, anschauliche Erkenntniß, derbe Selbständigkeit, mehr als Liebe und Wahrheit.

bestimme — denn mein Kind erinnert sich ihrer immer mit Dank — schicke ich dir zur Unterhaltung über den Sonntag zwei Spottbilder, die ich unlängst hingeworfen; aber ich bitte dich, verrathe mich nicht! . .

. . . . . .

Lithographiren werde ich dergleichen Zeugs niemals, weil ich mir fest vorgenommen, für den gegenwärtigen Krieg keinen Spieß zu kaufen. Lithographirte Blätter ähnlicher Art zirkuliren einige von unbekannten Urhebern, z. B. ein Freiheitsbaum, der aus einem Strumpf aufgeschossen ist. Am Fuß des Baumes strickt ein Bauer, aber verkehrt, wie die Frauenzimmer bald eingesehen haben. Titel trägt dieses Blatt keinen, und doch haben einige Rümlinger sich beim Präsidenten der Polizei-Commission eingefunden und Satisfaction für den ihrer Gemeinde angethanen Schimpf gefordert. Der Präsident bedauerte, nicht entsprechen zu können, a) weil auf dem Blatte das Wort Rümlingen nirgends zu finden sei, b) weil die Preßfreiheit Jedem gestatte, seine Gedanken zu publiziren, und c) weil er, bei obschwebender Trennung der Gewalten, einen Anonymus nicht vor das Civilgericht citiren lassen könne. — Dieser Freiheitsbaum mit dem Strumpf erschien auch als Dirgeli und wurde häufig zum Gutjahr auf's Land verschickt. . . . . .

Es wird von andern ähnlichen Erscheinungen gesprochen; da ich aber nicht unter die Leute komme, so muß ich mich mit bloßem Hörensagen begnügen.

Wenn ich des Nachts nicht schlafen kann, so komponire ich dergleichen Zeugs in Gedanken, lasse aber die Ausführung bleiben. . . . . .

. . . . . .

Mit den Finanzen wird es bald auch hapern, da Niemand mehr Etwas abgeben will. Du bist Rentier, wie ich; mich wundert, ob du gegen Jahreswende deine Zinsen bekommen. In meinem ganzen Leben ist mir noch nie so wenig wie jetzt ab dem Lande eingegangen, und wenn ich nicht Einiges außer der Schweiz besäße und sonst immer etwas Geld vor mir liegen habe, so hätte ich entlehnen müssen, um meine

Contis zu berichtigen. Ich denke, unsere Bauern warten auf einen Machtspruch der neuen hohen Regierung, der alle Schulden unter den Tisch wischt. In einer Gemeindeversammlung beschlossen die . . . . . ., sie wollten, aus übergroßer Gewissenhaftigkeit, sich dazu verstehen, noch 20 Jahre zu zinsen, dann aber keinen Heller mehr geben, weil in diesen 20 Jahren das Capital durch Abgabe jährlicher 5% ja getilgt sei. . .

. . . . . .

Lebe wohl, mein theurer Freund!

Dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, den 16. Januar 1831.

. . . . . .

Mein Neujahrsblatt hatte einen ganz unerwarteten Erfolg. In einer Bürgergemeinde, der ich nicht beiwohnte, wurde ich zu einem Mitglied der Commission ernannt, die Verfassungswünsche eingeben soll. Das mag ich aber nicht. „Ich bin ein alter Mann aus der alten Zeit", sagte ich, „und die alte Zeit gefällt mir besser als die neuere; was soll ich mit dieser zu schaffen haben?" Die lieben Mitbürger sehen mich für eine Art Sulzer an, dem Politikstudium eine Liebhaberei war; mir ist sie immer eine Idiosynkrasie und Perhorrescens gewesen. . . . . .

. . . . . .

Dein

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, den 26. Januar 1831.

Theurer Freund! Ich erhielt seinerzeit richtig die Carrikaturen wieder, mit deinem lieben Brief. Herzlich lachen mußte ich, als ich las,

daß du zum Mitglied einer Commission ernannt worden, die Verfassungswünsche eingeben soll. Da sind sie an den Rechten gekommen! Ich erinnere mich noch immer deines unmaßgeblichen Vorschlages, als du aufgefordert wurdest, ein passendes Motto für eine neu zu gießende Glocke anzugeben. Ich denke, dießmal würdest du dich mit mir vereinigen; wäre ich aufgefordert, meine Wünsche anzugeben, so könnte ich sie alle in dem einen zusammenfassen, den weiland John Fallstaff am Abend vor der Schlacht gegen seinen königlichen Freund aussprach: „Ich wollte, Heinrich, Alles wäre gethan, und wir könnten uns ruhig zu Bett legen! Denn ich habe das Getreibe von Herzen satt!"

. . . . . Die Aerzte schreiben jetzt viel über die Cholera morbus; ich wollte, du würdest Etwas über das grassirende Regimentsfieber schreiben, denn ich muß den jetzigen allgemeinen Regierungs- und Verfassungsfabrikationsschwindel für eine moralische Krankheit halten, die einige Verwandtschaft mit der tollen Hundswuth und dem St. Veitstanz hat. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. März 1831.

Deinem Wunsch, mein Lieber und Guter, nach baldiger Rücksendung der Zeichnungen entspreche ich hiemit und danke dir sehr für derselben Mittheilung. Der Mann, der den Freiheitsbaum begießt . . . . . ., hat mir am besten gefallen. Nicht daß die Andern nicht auch wahr und treffend seien; Alles hat seine eigentliche, passende Anwendung, und dem Dichter Heß wird es nie an geistiger Darstellung mangeln, aber dem Künstler Heß möchte ich bescheiden in's Ohr raunen: „Male den Teufel nicht zu häßlich, gräßliche Form stößt zurücke, und in dieser bloß künstlerischen Hinsicht scheint mir der Usteri'sche Teufel etwas zu stark mit Ungestalt der Verworfenheit ausgestattet[1]." . . . . . .

[1]) Heß hatte offenbar zum Zeichen seines Ingrimms über die damalige Politik eine Carrikatur von Paulus Usteri (Martin's Bruder), die sich im Malerbuch

Heß an Hegner.

Zürich, 25. März 1831.

. . . . . Da in Winterthur wahrscheinlich früher bekannt wird, was auf dem Rathhaus vorgeht, wo sie den Teig wahlen, um Pastetenmannen daraus zu backen, als bei mir, so will ich dich mit der Liste der nun bis jetzt angezeigten 13 ersten Regierungsräthe verschonen. Es heißt, Rathsherr Vogel werde durchfallen, weil er es mit beiden Partheien verdorben; mit denen in der Stadt wegen seiner Beharrlichkeit, den Direktorialfond anzugreifen, mit den Demokraten, weil er, seitdem er in Geschäften vom Baum der Erkenntniß gegessen, es nicht mehr, wie früher, mit ihnen hält.

Aprilwetter, Volksgunst.

Von dieser sind wenigstens du und ich nicht abhängig, und das halte ich für ein großes Glück.

Von Herzen dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, April 1831.

Um wieder einmal, wenigstens geistig, in deine Nähe zu kommen, mein theurer Freund, setze ich mich hin, dir ein paar Worte zu schreiben. Aber ich weiß eben wenig, das dich erfreuen könnte, denn Himmel und Erde sind mir manchmal unerfreulich.

---

der Künstlergesellschaft, Bd. I, S. 12 findet, umtravestirt. Der Teufel und seine Großmutter zanken sich dort, auf einem blauen Mantel mit den französischen Lilien sitzend, wer den größern Spitzbuben gefangen habe. Der erstere hält einen Diplomaten und einen geistlichen Würdenträger, die letztere einen Jacobiner in den Klauen.

Lavater sagte mir einst, daß ich wohl das menschliche Herz kenne, aber nicht die Leute. Das habe ich jetzt wiederum mit den Usteri'schen Ankündigungen erfahren. Ich theilte sie an solche Personen aus, von denen ich keinen Zweifel hegte, daß sie nicht auf der Stelle zusagen würden, die aber seither immer ein tiefes Stillschweigen beobachteten, so daß ich einstweilen nur noch einen einzigen Subscribenten gefunden. Ob sie noch nachkommen, weiß ich nicht und mag aus Verdruß nicht darüber nachdenken. Geistesaufklärung heißt hier: Schreiben und Rechnen, und reich sterben mehr als selig sterben.

Lebe wohl!

Dein

H.

Heß an Hegner.

Zürich, Freitag, 22. April 1831.

. . . . . Von Follen aber glaube ich dir bestätigen zu können, was du von ihm hörtest, daß er sich nämlich im jetzigen Meinungskampfe vollkommen passiv verhält. Ich habe mich mehrmals erkundigt, ob er nicht auch seine früheren Begriffe wieder bei so günstigem Anlaß geltend machte, konnte aber nicht die geringste Spur davon entdecken, daß er sich in dergleichen einmische; es hieß vielmehr, seine früheren Verhältnisse mit den Geßnern & Cie. wären ganz aufgehoben, und sie hätten ihn längst als einen Renegaten verschrieen. Er hatte mich vor dem Winter einmal besucht, und diesen Besuch blieb ich ihm lange schuldig. Endlich spazierte ich vor mehreren Wochen an einem schönen Vormittag gegen Höngg und wollte ihm die Anzeigeblättchen von Usteri's Werken, an welchen er großes Gefallen findet, zustellen, um ihn aufzufordern, dieselben seinen Freunden in Deutschland und in der Nachbarschaft, z. B. Laßberg in Eppishausen, u. s. w. mitzutheilen. Ich fand den rothen Ackerstein verschlossen und ganz leer. Wie ich mich nun im Rebhaus meldete, sagte mir sein Leh-

mann, Follen und seine Frau wären in Altikon, und vor 14 Tagen sei ihr Vater, der alte Ritzmann, gestorben, Follen werde aber in einigen Tagen wieder herkommen.

Später ging ich wieder hinab und traf ihn unter den Arbeitern im Garten beschäftigt. Nachdem ich über den Zweck meines Besuches mit ihm gesprochen, kam auch die Rede auf die öffentlichen Angelegenheiten, und über diese, zumal über Volkssouveränität und dergleichen, äußerte er sich so kräftig mißbilligend, daß ich daraus abnehmen konnte, er habe, durch Erfahrung belehrt, eine neue Ansicht gewonnen. Beiläufig sagte er auch, sein Schwiegervater habe im Anfang des Winters sehr gewünscht, daß er, Follen, als Bürger des Kantons Zürich, in den Großen Rath käme, was Ritzmann durch seine Verhältnisse leicht hätte bewerkstelligen können; er aber hätte sich nicht dazu entschließen wollen, indem er eine solche Wirksamkeit gar nicht suche, zumal er, wenn nun auch Kantonsbürger, Land und Leute gar nicht kenne, in dieser Beziehung noch immer ein Fremder sei und sich daher nicht anmaßen möchte, in Verhältnisse einzugreifen, die ihm ganz neu wären, und wo er also nicht mit Nutzen thätig sein könnte. Wie ich ihm nun bemerkte, wir hätten doch auch einen Mann, Eduard Sulzer, der sich gerade im nämlichen Fall befände wie er, und doch nun bei der neuen Regierung, besonders im Finanzrath, eine bedeutende Rolle zu spielen unternähme, was ich eigentlich bloß hinwarf, um zu vernehmen, ob er sich mit diesem Manne in irgend einer Beziehung befinde, erwiderte er, ein Anderer möge thun, was ihm beliebe, ohne daß er dessen Beispiel nachzuahmen versucht sei. . . . .

. . . . . .

Ich glaube, Follen's Sinnesänderung lasse sich leicht erklären. Als er an den demagogischen Umtrieben in Deutschland, jedoch nie so viel als sein nach Amerika ausgewanderter Bruder, Theil nahm, war er jung, machte bei großer Kraft auch große Ansprüche an das Leben und war dabei ein armer Teufel. Die Verfolgungen, die er auszustehen hatte, und eine lange Gefangenschaft machten ihn mürbe; dann heirathete er

eine sehr angenehme Frau, die von jeher still, bescheiden und anspruchslos war und kam durch sie zum Wohlstande, der jetzt durch des Schwiegervaters Tod, der ca. 80,000 Gulden soll besessen haben, ganz auf ihn übergegangen ist. Er hat das Gut Altikon geerbt und den lieblich gelegenen Ackerstein, die ihn beide beschäftigen; der letztere ist ihm ein besonders angenehmer Wohnsitz, wo er seine Liebhaberei zu harmloser Gärtnerei befriedigen und sich daneben mit Literatur in seiner unabhängigen Lage beschäftigen kann. Somit ist er glücklich und sorgenfrei und könnte, statt sein Besitzthum zu erhalten, durch revolutionäre Krakehlerei nur verlieren. . . . . .

Zürich, den 19. September 1831.

. . . . . Die Lust und Liebe zum Revolutioniren und Reformiren muß in einer besonderen Beschaffenheit der Luft liegen, die sich allen Köpfen mittheilt. Alle Korporationen, politische wie andere, regen sich und verlangen nach Veränderungen. So hat sich in unserer harmlosen Künstlergesellschaft seit Horner's Tod eine Opposition gebildet — gegen was? Sie wissen's selber nicht. Die vor 27 Jahren freundschschaftlich verabredeten Einrichtungen der Gesellschaft, in Folge welcher gewisse Statuten festgesetzt wurden, werden wie eine drückende aristokratische Staatsverfassung angefochten, Verminderung der Abgaben, d. h. Herabsetzung des jährlichen Beitrages, wohlfeilere Schöppli vom Wirth verlangt, und dagegen von diesem höherer Hauszins und dergleichen. Ein Dutzend der jüngeren Mitglieder hat diese Sache zur Sprache gebracht, mit einer Wichtigkeit und einem Eifer, als handelte es sich um das Wohl der ganzen Eidgenossenschaft. Es wurde nun eine Art von Verfassungsrath aufgestellt, und der wackere Hofrath Horner hatte die Gefälligkeit, denselben zu präsidiren, um Händel und vielleicht gar die Auflösung der Gesellschaft zu verhindern, was ihm auch zum Theil gelungen ist. Da ich dieses ganze Jahr die Gesellschaft nie besuchte, wo mir immer noch Usteri fehlt, so

hörte ich nur beiläufig von diesem lächerlichen Possenspiel erzählen, bis vor einigen Tagen Horner zu mir kam und mich weitläufiger von dieser einfältigen Geschichte unterrichtete. . . . . .

. . . . . .

In der Schweiz geht es bunt zu. Die Intervention der Tagsatzung hat der Liestaler Fraktion neuen Muth gegeben, und während die Regierung sich passiv verhielt, wie sie es den eidgenössichen Repräsentanten versprochen, trieben jene Söldner zusammen, terrorisirten die gutgesinnten Gemeinden, die sich nun endlich auch bewaffneten, um nicht mit Gewalt zu den Landsgemeinden getrieben zu werden. Letzten Freitag zogen die Liestaler gegen das Reigoldsweiler Thal zu Felde, dessen Bewohner ihnen entgegenrückten. Die vier Repräsentanten eilten herbei und mahnten zum Frieden. Die Reigoldsweiler befolgten diese Weisung; die Liestaler aber boten den Repräsentanten Trotz und rückten unter ihren Augen in jene Gegenden, wo sie arg genug hausten und wo ein Sissacher von einem Liestaler todtgeschossen wurde. Das sind die Früchte der Straflosigkeit. — Nun sind eidgenössische Truppen eingerückt; ob aber nicht ein Theil derselben sich zu den Liestalern begeben und mit ihnen (wie man heutzutage sagt) sympathisiren wird, stehe dahin. In Neuenburg sieht es noch schlimmer aus, und jener Handel könnte noch weiter führen.

Unsere liberalen Tagherren scheinen durchaus, wie die Belgier, fremde Intervention haben zu wollen. Das sind böse Aussichten für friedfertige Leute, wie wir beide sind. Gott besser's!

Lebe wohl, mein herzlich geliebter Freund!

Dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 19. September 1831.

Die Biedermann'sche Biographie zu übernehmen ist mir nicht möglich [1]).

---

[1]) Die Biographie des Landschaften- und Thiermalers Joh. Jak. Biedermann von Winterthur, geb. 1763, gest. 1830, erschien dann erst im Neujahrsblatt für 1835, verfaßt von C. Hardmeyer.

Ich weiß zu wenig von seinem Künstlerleben, und nach Materialien auszugehen, wüßte ich nicht, wo anklopfen. Zudem habe ich noch so viel Arbeit bis zum Neujahr vor mir, daß mir langsamem Arbeiter keine Zeit für Anderes übrig bleibt.

Ihr habt zu viel unkünstlerische junge Herren in die Künstlergesellschaft aufgenommen. Ich will zwar nicht sagen, daß diese es seien, die die Reform beginnen, aber das weiß ich, daß die Kunst durch Verein mit der Unkunst nicht gewinnt, sondern das Salz ihres eigenthümlichen Geistes verliert. Ich möchte dir nicht rathen, dich etwa zu ihrem Präsidenten creiren zu lassen, denn jede Präsidentschaft ist heutzutage ein Schwefelpfuhl. . . . . .

Adieu, Liebster!

Dein

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, 26. September 1831.

. . . . . Deinen früheren Brief habe ich vorgestern erhalten und bedaure, daß du das Neujahrsstück von Biedermann nicht übernehmen kannst, was dir aber nicht zu verargen ist. Ich weiß nun nicht, wer es machen soll, denn auch ich bin dazu ganz und gar nicht gerüstet, wüßte nicht, woher Subsidien dazu aufzutreiben und hatte eigentlich keine besondere Freude an Biedermann's nett gemalten Bildern, weil sie mir etwas zu geleckt waren, ohne daß ich indessen seine Verdienste nicht anerkannt hätte.

Deine Bemerkungen über die Ursache of the fall and decline unserer Kunstgesellschaft sind ganz richtig. Die vielen Nichtkünstler und Nichtliebhaber wurden angenommen, um dem Hauskauf wegen zu helfen; besser wäre es gewesen, kein eigenes Haus haben zu wollen. Vor der Präsidentschaft bewahre mich der Himmel. Schon nach dem Tode Usteri's

wollte sie mir aufgebürdet werden; ich lehnte sie aber beharrlich ab, und jetzt kann um so weniger die Rede davon sein, da ich oft in zwei Jahren kaum einmal die Gesellschaft besuche. Ueberhaupt nehme ich bei meinen kränklichen Umständen nichts dergleichen an, da ich es in gesunden Tagen nie wollte. . . . . .

Zürich, 3. Oktober 1831.

. . . . . Da du am Vorüberfahren am Katzenrütihof dich Kleinjogg's oder vielmehr des großen Buches erinnertest, das Dr. Hirzel vor 70 Jahren über diesen wackeren Mann geschrieben, und dasselbe gern wieder lesen möchtest, so schicke ich es dir hier. Da ich selbst es nicht besitze und es auch Niemand von meinen wenigen Bekannten hat, so holte ich es aus der Leihbibliothek, wo es bestäubt und seit Jahren ungelesen stand. Ein Blick in dieses Buch setzt uns in eine ganz andere Zeit zurück, als diejenige ist, in der wir leben. Die Idealität, nach der damals gestrebt wurde, war Genügsamkeit und weise Benutzung dessen, was die Natur dem Menschen zugetheilt. Heutzutage strebt Alles nach ganz anderen Idealen, nach Geldreichthum und Befriedigung sinnlicher Genüsse; nach Einfluß in der Regierung, nach Ehrenstellen und Glanz. Aller Unterschied der Stände soll ausgeglichen werden, der Bauer ein gebildeter Mann für den Staat sein und besser über die Verwaltung eines Kantons als über die seiner Güter sprechen können. Praktische Tüchtigkeit in untergeordnetem Beruf gilt nichts mehr, theoretische Faselei über politische und industrielle Phantasmen Alles. Es wäre höchst merkwürdig, wenn der alte Kleinjogg Gujer noch lebte, ohne von den Veränderungen berührt worden zu sein, welche die Welt seit seinem stillen Wirken umgestaltet hat, ihn als Mitglied des Großen Rathes die jetzigen Zeitumstände mitbehandeln und sich darüber aussprechen zu hören. Dergleichen Geister sollten aus dem Grabe der Vergangenheit auferstehen und die neue Generation belehren. Ob man aber auf sie hören würde, wäre noch sehr ungewiß. . . . . .

(Ohne Datum.)

Uhland hat mir ein Prachtexemplar der neuesten Auflage seiner Gedichte geschickt, die soeben die Presse verlassen. Es sind über 50 neue Gedichte darin. Cotta hat dabei mit dem Papier nicht geknausert und breitere Ränder geliefert als Reimer.

Uhland wird mit Gewalt aus seiner literarischen Sphäre in eine politische hinüber gerissen, wozu er gar nicht taugt, und soll an dem Dreckkarren der Ständeversammlung ziehen helfen, wie ein anderer Miethgaul. Das ist eine wahre Wuth heutzutage, daß Jeder, der in irgend einem Fach etwas Tüchtiges leistet, sogleich auch Theil nehmen soll an dem Ausbrüten der politischen Windeier. Unser Professor Orell hätte auch besser gethan, bei seinem Cicero zu bleiben. . . . . Welt und Menschen kennt er gar nicht und ist, seine griechische und lateinische Gelehrsamkeit abgerechnet, in allem Praktischen ein Kind.

Zürich, 20. Januar 1832.

. . . . . Dr. Füßli bearbeitet eine Biographie des Londoner Malers Heinrich Füßli nach dem englischen Originalwerke von Knowles, auf die ich sehr begierig bin. Füßli war vorigen Sommer in London und wohnte bei Knowles, wo er eine Menge Materialen sammelte und mittheilen wird, die dieser nicht in seinem Werke aufgenommen hatte. Füßli lebt jetzt ganz in dem Thun und Treiben seines Namensvetters, dessen Originalität eine bedeutende Ausbeute von Anekdoten und bizarren Charakterzügen geliefert hat.

Du hättest vielleicht Beiträge liefern können, da du durch Lavater und seine Briefsammlungen gewiß viel von Füßli weißt. . . . . .

. . . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, den 23. Februar 1832.

. . . . . Was du von der Künstlergesellschaft schreibst, thut mir leid. Unter der milden

Form und harmlosen Regierung Usteri's und seiner Minister wurde doch noch viel von Kunstsachen gesprochen. Hört das auf, was ist dann mit dem Künstlerverein?

Auf Dr. Füßli's Biographie des Londoner Füßli bin ich sehr begierig. Ich habe ihm einige Beiträge geliefert und besitze noch viele kleine Auszüge aus Briefen von Füßli an Lavater aus ihren Jugendzeiten, da sie bei Spalding in Pommern waren. Sag' aber Herrn Füßli davon nichts, denn ich spare sie zu etwas Anderem auf. . . . . .

Winterthur, den 11. März 1832.

Um mit dem Schlechtesten anzufangen, so melde ich dir, Lieber, daß ich meine politischen Distichen und Verse wieder der Verwüstung übergeben habe, weil sie von Zorn und Haß und Grimm eingegeben und demnach zu leidenschaftlich waren. Ich halte zwar viel auf Ironie, aber sie muß gutmüthig sein, sonst mag der Teufel die Verse und ihren Gegenstand holen!

Wie sieht es doch wieder so düster an unserem politischen Himmel aus, es wird alle Tage ärger! Ich bin geneigt, zu glauben, daß uns, der Schweiz überhaupt, kaum mehr Etwas helfen könne, als eine Intervention von Außen durch Einverständniß von Frankreich und Oesterreich, wovon man schon ein kleines Beispiel in den päpstlichen Staaten sieht.

. . . . . .

Ueber die Zahl 69[1]) der Künstlergesellschaft mußte ich lachen. Das ist ominös; 69 ist das astronomische Zeichen des Krebses, und die Krebse gehen auch rückwärts. Alle Reden, Vorlesungen und gesellschaftlichen Vorschläge zur Förderung der Kunst führen nirgends hin; die Kunst ist einsam und gedeiht nur in sich und durch sich selbst. Das wußte Usteri wohl und ließ sie gehen, wie sie wollte.

---

[1]) Die damalige, von Heß erwähnte Mitgliederzahl.

Was haben wir nicht schon in Zofingen für Salbadereien anhören müssen!

Unterhaltend und sehr gut geschrieben sind Voß' Briefe, 3 Theile. Sie gehen von den 70er Jahren bis auf das letzte Jahrzehnt, und enthalten manches Merkwürdige aus der Literatur jener Zeit. . . . .

. . . . . .

Heß an Heguer.

Zürich, Freitag, den 16. März 1832.

. . . . . Möchten die Zerwürfnisse im Stäätchen[1]) ebenso leicht zu heben sein, wie die der Künstlergesellschaft! Dazu hat es aber keinen Anschein. Die Gährung in den Gemüthern steigt mit jedem Tag höher, und die Faktion, durch den Austritt der fähigsten Männer, worunter viele sich zu ihr hingeneigt, bevor sie ihre Umtriebe so weit entwickelt, ist im höchsten Grade gereizt und entschlossen, Alles auf's Spiel zu setzen. Eduard Sulzer hat erklärt, das Rad sei nun losgelassen und müsse fortrollen, wenn es den Wagen auch in den Abgrund führe. So kann ein Mann sprechen, der bei all-

---

[1]) Die Regierung hatte am 1. März mit 12 gegen 6 Stimmen einen Gesetzesentwurf gutgeheißen, der die Bedingungen festsetzte, unter denen Vereine gegründet werden dürfen. Zugleich hatte sie den Amtsrichter Fueßli, Präsident der revolutionären Schutzvereine, welche die Bassersdorfer-Versammlung zu gründen beschlossen hatte, angewiesen, einstweilen die weitere Organisation dieser Vereine zu sistiren. Am 8. März beschloß indessen der Große Rath auf den Antrag Dr. Keller's, der im Hintergrunde die Regierung Nummer zwei spielte, den Gesetzesvorschlag auf unbestimmte Zeit zurückzuweisen, worauf die nicht radikalen Glieder des Reg.-Rathes (die beiden Bürgermeister v. Wyß und v. Muralt, sowie die Reg.-Räthe Rahn, Spoendlin, Escher, Ferd. Meyer, Hirzel-Escher und Hottinger) sich veranlaßt fanden, ihr Amt niederzulegen und der übermächtig gewordenen radikalen Partei das Feld frei zu lassen. Zu den Liberalen, auf deren entschiedene Lostrennung von der Bewegungspartei im Vorstehenden hingedeutet wird, dürften namentlich Reg.-Rath Ferd. Meyer und der talentvolle Journalist Nüscheler zu zählen sein.

gemeiner Zerrüttung nichts zu verlieren, vielmehr vielleicht Etwas zu gewinnen hat, und wäre es auch nur von der Hand in's Maul. . . . . Dr. Keller, der alle Fäden in den Händen hält und sonst lenkt, wird wahrscheinlich künftigen Montag wider seinen Willen zum Bürgermeister gemacht, was ihm nicht behagt, weil er früher dieses Amt so eingeschränkt hat, daß er neue Formen wird erschaffen müssen, um sich darin nach Willkür zu bewegen; auch wird er sich auf einem fremden Felde befinden und nicht mehr auf dem juristischen. Sein Zweck bei allgemeiner Revolutionirung der ganzen Schweiz in ein dem von 1798 ähnliches Einheitssystem war auf Erwerbung der Stelle eines Präsidenten des obersten schweizerischen Gerichtshofes gerichtet, um welche er sich indessen mit seinem Collegen Casimir Pfyffer streiten müßte, der das Nämliche erringen möchte. . . . . .

Zürich, 1. Juni 1832.

. . . . . An Eduard Steiner[1]) habe ich keinen Zug seines mysantropischen Vaters entdeckt. Es ist ein allerliebstes Bürschchen, und er wird es, bei seinen Anlagen und seinem Fleiß, in der Kunst weit bringen. Davon zeugen seine vielen ausgestellten verschiedenartigen Bilder und Studien. Schon sein eigenes Portrait hatte mir einen angenehmen Eindruck gemacht. Als ich einmal auf die Ausstellung kam, erblickte ich einen jungen Mann, der dem Bilde so ähnlich sah, oder vielmehr das Bildchen, daß ich sogleich auf ihn zuging und ihn beim Namen grüßte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, er war es wirklich, und so machte ich Bekanntschaft mit ihm. Vorgestern stand meine Frau, die Tags zuvor auf der Ausstellung gewesen, zufällig am Fenster gegen die Straße, suchte mich auf und berichtete mir, wenn sie recht gesehen, so komme der junge Maler, dessen Portrait ich ihr auf der Ausstellung gezeigt, durch den Hof gegen das Haus zu; und in der

---

[1]) Eduard Steiner, geb. in Winterthur 1811, gest. 1860.

That war es Eduard Steiner, der mich besuchen wollte. Das heißt man doch sein eigenes Signalement recht unverkennbar aufstellen! — Wenn du wirklich auf der Ausstellung gewesen bist, so hat sie dir ohne Zweifel Vergnügen gewährt, denn sie ist reich und enthält — neben viel gewöhnlichem Mist von Fabrikarbeit und Aquarellpinselei — mitunter ausgezeichnet schöne Stücke, besonders von den Genfern. Lugardon's Verbrecher, den der Geistliche wohl vergebens zu bekehren wünscht, ist das Beste, ein wahres Meisterstück, das mich an die Prachtbilder aus dem Leben des heiligen Bruno im Luxemburg zu Paris von Le Sueur erinnert. War das große Bild von Chaix (die Mönche auf dem St. Bernhard, die Verunglückte aus dem Schnee hervorziehen) schon da, als du auf der Ausstellung warst? Auch wieder eine treffliche Arbeit. Was sagst du zu Vogel's Griechen? Der liebe, wackere Vogel, mit seiner reichen Phantasie und lebendigen Darstellungsgabe; wenn er nur leichter malen könnte und seine Bilder nicht so fatigiren würde! Es ist jammerschade um seine Intentionen.

Weidenmann scheint mir eher rück- als vorwärts gekommen zu sein: Sein Portrait von der ehemals so artigen Frau Klais mit der geschmacklosen Ueberladung von Flitterstaat hat mich abgestoßen, und sein Amor mit Psyche an ein Gemälde aus der faden Schule Boucher's erinnert. Ich denke, Eduard Steiner werde anders fortschreiten. — Meines Lieblings erwähne ich zuletzt: Das lebensgroße Hirtenmädchen von Glück hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer davor stehen und es anschauen muß. Ich weiß nicht, welchen Zauber es auf mich ausübt, wenn schon Einiges daran zu tadeln ist, wie z. B. die grelle Farbe des Unterkleides, einige nicht natürliche Falten daran, und das rechte Bein, wo Etwas, wenn nicht gerade verzeichnet, doch im Farbenperspektiv verfehlt ist. Aber die Unschuld, Schönheit und Anspruchslosigkeit im Ausdruck des Kopfes ist tief rührend, und die von Luft und Sonne gebräunten Arme und gefalteten Hände sind ganz Natur, so wie das Ganze ohne allen Zweifel nach einem lebenden, wahrscheinlich idealisirten Modell verfertigt worden ist. Der Künstler, ein Mann von etwa

34 Jahren, soll ein Schüler Langer's sein und daher nur religiöse Gegenstände gemalt haben. Am Abend, nachdem ich das Bild zum erstenmale gesehen, konnte ich mich nicht enthalten, den Versuch zu machen, mit Worten auszudrücken, was ich mir dabei dachte. Ich lege dir das Blättchen bei. — Es ist sonderbar, wie der nämliche Gegenstand verschiedene Eindrücke bewirken kann. Als Zschokke vorige Woche auf der Reise nach Richtersweil zur Helvetischen Gesellschaft durch Zürich kam, besuchte er die Ausstellung, betrachtete das Hirtenmädchen lange und fällte dann sein Urtheil darüber. Es ging dahin: Dieses Kind möge zwar noch unverdorben sein, in seinen Gesichtszügen, selbst im Knochenbau des Schädels, liege aber die unverkennbare Anlage zur Gemeinheit, ja entschiedener Schlechtigkeit. Ob sich der berühmte Mann bei diesem Ausspruch bloß darin gefiel, etwas Paradoxes aufzustellen, oder ob seine Subjektivität mit im Spiele war, möchte schwer zu entscheiden sein. Lugardon's Verbrecher hingegen hatte sich seines vollsten Beifalls zu erfreuen, und da zeigte sich das Urtheil gesund. Zschokke hätte das Gemälde gerne zu eigen gehabt, fand aber, die 700 Schweizerfranken, die es kostet, könnte er nicht füglich auf ein Kunstwerk verwenden, wenn Lugardon es ihm aber schenken wollte, so würde er dagegen die schriftliche Lebensgeschichte des Verbrechers liefern, die ihm durch den Buchhandel weit mehr als 700 Franken eintragen müßte. Daß Zschokke in diesem Fach etwas Gehaltvolles leisten könnte, daran zweifle ich nicht; es wäre nur zu wünschen, sein Gemüth möchte mit seiner Phantasie gleichen Schritt halten. . . . . .

(Die Fortsetzung dieses Briefwechsels folgt im nächsten Jahrgang.)